

Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen
in
B ö h m e n.

XI. Jahrgang. *letz.*

Redigirt von Dr. Ludwig Schlefinger.

Mit der
literarischen Beilage.

Redigirt von
Karl Werner.



Eigenthum des Vereins.

Prag, 1873.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 5. August 1872.

VI.

G e s c h i c h t e.

Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. Von F. Alex. Freiherrn von Helfert III. Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. Prag 1872. Fr. Tempstky.

Der dritte Band des umfangreichen Werkes enthält die Geschichte der Monate Oktober, November, Dezember 1849.

Au der Hand eines so kundigen Führers die gewaltigen und erschütternden Ereignisse zu verfolgen ist eine wahre Wohlthat für den Leser, der seit zwanzig Jahren mit jeder Waare zufrieden sein mußte, die Pikanterie oder Scandaljucht und auch wohlfeiler journalistischer Geschichtsdrang ihm vorzulegen sich beeilte. Die ersten Bände des Werkes haben eine strenge Beurtheilung gefunden, die föderalistischen Anschauungen des Verfassers mögen dabei mitgewirkt haben; daß auch dieser Band diese Grundanschauung des Verfassers festhält, ist selbstverständlich. Disraelis Worte: Ich erkenne in dem Zustand der europäischen Gesellschaft einen Zustand des Übergangs von feudalen zu föderalen Gestaltungen — werden von Helfert am Schluß der Vorrede citirt, worin er Rechenenschaft ablegt über Benützung seiner Quellen, die ihm in einer Reichhaltigkeit zu Gebote standen, die eines solchen Fleißes würdig ist. Die Vorwürfe, die gegen die Anlage des ganzen Werkes erhoben werden können, treten einigermaßen zurück vor der Wichtigkeit des Gebotenen. Es tritt hier der stoffliche Reiz vermittelnd ein.

Helfert beginnt mit der Bildung des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, die Charakteristik beider Männer und ihr Entwicklungsgang ist nach vielen Seiten hin für die Geschichte Alt-Oesterreichs belehrend. Mit Geist und Lebhaftigkeit schildert uns Helfert das Wir-

ken beider Männer, in deren Schule er selber gestanden. So weit aber hätte Helfert wieder nicht zu gehen gebraucht als Historiker, was er doch sein will, daß er S. 44 ausspricht: „Das eine aber dürfte sich jedenfalls behaupten lassen, daß, wenn Oesterreich das Glück gehabt hätte, dies leuchtende Paar staatsmännischer Dioskuren länger zu behalten, unsere Monarchie vielleicht neue Provinzen gewonnen, aber gewiß keine seiner alten verloren haben würde.“ Wo Helfert das Wirken der Männer schildert, in deren Hände die Geschichte Oesterreichs gelegt wurden, da finden wir ein so mildes apologetisirendes Urtheil, daß die intimen Beziehungen des Herrn Helfert aus jeder Zeile hervorbrechen. Wenn Schwächen dieser Männer hervortreten, so werden sie in liebenswürdiger Weise entschuldigt oder auf körperliche Eigenschaften reducirt, weniger historisch als memoirenhaft werden diese Männer gefaßt. Die Anschauung Helferts S. 183, die er über Bach äußert, es seien merkwürdigerweise selbst Mitglieder der Linken gewesen, denen sein Wiedereintritt ins Ministerium nicht unwillkommen schien, zeigt schon durch ihre Stylisirung, daß an der Sache nichts war; keinem andern Mann kam man im vorhinein wenigstens von Seite der deutschen Bevölkerung mit mehr Mißtrauen entgegen, und wahrhaftig man täuschte sich auch nicht. Das Kapitel über die Hinrichtungen durch Windischgrätz ist mit einer fast epischen Breite ausgeführt. Es wird Helfert kaum gelungen sein, so parteilos er auch erzählt, die rächenden Gewalten in dem Licht der Milde erscheinen zu lassen. Alles für und gegen konnte hierbei erspart werden; die geringste Verschiebung des Schwinkels zeigt hier die Verhältnisse in ganz andern Licht. Man muß es Helfert anrühmen, daß er im Allgemeinen gegenüber der anekdotenhaft zugefügten, pikanten, aus Zeitungsblättern schöpfen-

den Darstellung Walter Rogges, dem die Wahrheit nicht selten Nebenache, der Schlager aber die Hauptsache ist, eine andere Behandlung des Gegenstandes im Auge hat; freilich fehlt Helfert die Leichtigkeit und der Fluß im Erzählen des durch eine journalistische Schule gegangenen Historikers. Bei der Schilderung der Reactionswirthschaft in Wien wird Helfert selber bange, hier hätte er seine Schönheitspflaster schonen können. Es leben eben noch zu viele Zeugen von den Thaten der Polizisten und ihrer „intelligenten“ Leiter. Im Fortgang seiner Erzählung ruht Helfert gerne episodisch aus, wenn er idyllisch seine erklärten Lieblinge die Slaven preist, den Deutschen gönnt er leider nur immer Belehrungen über ihre vielen Unarten. Man sieht die innere Freude zwischen den Zeilen heraus, wenn er erzählt, „wie Besedy nach bestem Prager Muster gespielt wird.“ Das memoirenhafte Erzählen verlangt Witß und Gestaltungskraft. Diese hat man noch nicht, wenn man von sich erzählt, wie Einem Kremster auf der Wanderschaft vorgekommen, um dabei den landschaftlichen Eindruck mit breitem Pinsel ausführt. Derlei lyrische Partien passen wenig zu dem Ernst des Buches, das eine furchtbare Periode des Kampfes der liberalen Ideen in ihrem Durchbruch schildern soll. Wenn man die Confusion in den ministeriellen Kreisen, die Helfert schildert, ohne es zu beabsichtigen, in dem Zeitraum, den das Buch umfaßt, liest, so kann man recht klar sehen, wie planlos man der Zukunft entgegenfuhr. Den Seite 305 geschilderten überaus günstigen Einfluß der Ministerrede (Schwarzenberg-Stadion) konnte man in Wien damals nicht bemerken und die Erfolge gaben der öffentlichen Meinung Recht. Es ist nicht wahr, daß Bewußtsein der Kraft Kraft ist, sondern es ist Uebermuth, wenn die Kraft fehlt. Um Beispiele darf man nicht weit suchen, sie zeigten sich in der Geschichte der fünfziger Jahre palpabel. Eine der interessantesten Partien in Helferts Buch ist der feierliche Akt des Thronwechsels. Auch hier, sagt er, trat die Erscheinung zu Tage, daß das Einfachste und Natürlichste bei der Erklärung des lang bewahrten Geheimnisses des Thronwechsels von den Wenigsten getroffen wurde, das selbsteigene Begehren des erschöpften und abgemüdeten Kaisers. Den Beweis ist Helfert nicht schuldig geblieben, es ist dies eine der glücklichsten Partien des Buches. Die wachsende Befriedigung

der Mehrzahl der Bevölkerung erklärt Helfert wohl selber am besten, wenn er sagt: die zahlreiche Klasse der Spießbürger höhern und niedern Ranges war mit all diesen (reactionären) Vorkehrungen höchlich zufrieden. Sie verlangten keine Rücknahme oder auch nur Milderung derselben, — sie verlangten nichts als Ruhe. — Sie schloßen behaglich unter dem Schutz der Windischgrätz'schen Kanonen. Es ist gewiß, daß man sich in Wien wie in den Provinzen nach geordneten Zuständen sehnte, aber nach Zuständen von der Art, die Helfert mit dem Metternich'schen (?) Satze bezeichnet: „die Völker haben vor allem ein Bedürfniß regiert zu werden“, sehnte sich wohl Niemand als diejenigen Klasse von Leuten, die damit beauftragt war. Es ist überhaupt sonderbar, wie Helfert in jeder Maßregel, die sein Lieblingsministerium trifft, einen großartigen schöpferischen Gedanken sucht, und doch waren die guten Gedanken wirklich nur Elendsreste, Trümmer aus der guten Zeit der ersten freirechtlichen Begeisterung. Die andern Beigaben des Ministeriums haben sich wie das Hegel'sche Sein sehr bald in das Nicht entlassen. Die praktische Nichtigkeit des ganzen großen Planes hat sehr augenfällig die Geschichte der letzten 15 Jahre gezeigt. Helfert sieht nicht vorwärts, um an der Zukunft die Geschichte seiner Tage zu prüfen, er sieht nur immer zurück oder faßt sanguinisch den Moment ins Auge. So klingt es fast ironisch, wenn er sagt im Anschluß an obiges „regiert werden“: Auf dies Regieren nun verstand sich das Cabinet in ganz ausgezeichnete Weise und die Folgen davon gaben sich in überraschender Fülle kund. Letzteres bestreitet gewiß Niemand, nur dürfte der Ausdruck „Fülle“ einen andern Sinn haben, als Helfert meint. Das planlose Hin- und Herfahren der vorausgegangenen Monate, von Helfert zugestanden, wich freilich einer Vielgeschäftigkeit, deren Resultate und „Energie“ sehr bald ein anderthalbhundert Zeitungen verspürten. Herr Weiß von Starckenfels und das Militärregime jener Tage wurden mit der öffentlichen Meinung bald fertig und „das Geflässe unzufriedener Störefriede“ wußte man mit allerlei drastischen Mitteln zum Schweigen zu bringen. Woher nur Helfert weiß, daß alle die S. 449 fg. Verordnungen den besten Eindruck machten? Wenn von Hofrath Erb gesagt wird, daß er für den neuen Posten nicht taugte, so können wir Herrn Helfert noch ein

halb Duzend solcher schlecht besetzter Posten nennen. „Es hilft ihnen nichts, Sie müssen hingehen“, das galt damals für Groß und Klein in der Beamtenhierarchie, drum darf manches nicht Wunder nehmen. Das Nachdenken plagt einen nicht, wenn man gehen muß. Unter andern lesen wir im 3. Band Helferts die schöne Geschichte vom großen Teppich, den die Damen Triests dem Herrn General Ghulai zum Präsent machten, „dessen vornehm teufeliges Wesen alle Triester entzückte, der auch der Abgott der Soldaten war.“ Wir können warten bis zum X. Band der Helfert'schen Geschichte, dann wird er uns auch aus dem Jahre 1859 einige Geschichten erzählen, die vielleicht nicht so byzantinisch klingen werden „Die Kroaten waren in Graz wie in Wien bald gern gesehene Gäste“ heißt es S. 448. Als Quelle citirt Helfert Correspondenzen aus Graz vom 12. etc. Sapienti sat! Die letzte Partie beschäftigt sich mit den Ereignissen in Ungarn und Siebenbürgen und hier ist das Buch wieder lehrreich genug. In der concisen Darstellung dieser Vorgänge zeigt sich Helferts Talent, das weit zerstreute, lückenhafte, von Parteilichkeit entstellte Material zu sichten und zu ordnen. Der Anhang und die Noten sind sehr schätzbare Beigaben. Im Ganzen kann man Helfert trotz seines prononcirten Standpunktes dankbar sein für seine umfassenden Studien und für die Ausdauer in einer so schweren Arbeit. Der rastlose Fleiß und die unschätzbare Kenntniß Helferts in Details dieser Zeit mögen dem Publikum auch für die folgenden Bände nicht verloren sein.

Auch in diesem Band sind stylistische Nachlässigkeiten hier und da mit unterlaufen. Ausdrücke wie „keiner mann“ statt Niemand gehen doch über das Erlaubte hinaus, ebenso „den Genuß zuberichtlichem Freuens haben.“ Die Ausstattung etc. ist wie bei jedem Buch, was bei F. Tempsky verlegt wird, brillant.

Ch.

„Tycho Brahe und J. Kepler in Prag.“

Eine Studie von Dr. Josef von Hasner, Prag 1872. J. G. Calve'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung.

Betrachtung und Erfahrung waren die Marksteine, die das Gebiet des Wissens und wissenschaftlichen Lebens und Strebens im 16ten Jahrhundert genau abgrenzten und eine ganz neue, immer mehr aufblühende Epoche des ge-

stigen Lebens und der Cultur überhaupt nicht blos bei den culturtragenden Völkern im Allgemeinen, sondern namentlich in Deutschland begannen. In letzterem entwickelte sich die neue, lebensfrische Saat, die allerdings nicht allein heimisch, sondern größtentheils fremdländisch war, am raschesten zur schönsten, vielversprechenden Blüthe. Deutschland war bis zum 16ten Jahrhundert geistig tiefbefangen von dem schalen, inhaltsleeren Floskelthum der Scholastik, die während der langen Zeit ihrer geistigen Alleinherrschaft nur wenig wahrhaft Gehaltvolles zu Tage förderte. Mit dem neuen Elemente einer neuen Wissenschaft — Beobachtung und Erfahrung — zerfiel diese schematische Wissenschaft, nicht nur verdrängt durch ein frisches Leben, sondern auch in sich selbst. Es lag ja in ihrem Wesen ohnedem der allgemache Untergang; sie war von Anfang an nicht lebensfähig. Die classische Bildung des Südens, die realistische Richtung und die mathematischen Wissenschaften der Engländer brachen sich bald in Deutschland Bahn, und Deutschland hatte Männer und Gelehrte, die sich mit dem größten Feuereifer und dem bewunderungswürdigsten Forschergeist auf die neue Wissenschaft warfen.

Unsere Heimat stand diesem thatkräftigen, neuen Streben nicht fern; ja es war ja gerade der Hof des gelehrten Rudolf II. in Prag der Sammelpunkt desselben. Hier lebten, wirkten und forschten Tycho de Brahe, J. Kepler, die Dänen Erikfen und Tengnagel, der Mediziner und Professor Jessenius, Longomontanus u. a., und — von hier aus erstand die Astronomie rein und geläutert! Denn anfangs lag die astronomische Wissenschaft noch ziemlich im Argen; die mit ihr verbundenen Vorurtheile gaben ihr mehr einen magischen als ernstlichen Charakter, u. nährten gewiß mehr den Aberglauben, als sie echtes Wissen förderten. Astrologie und Alchimie standen im Vordergrund und stempelten die Wissenschaft zu einer gelehrten Spielerei. Kepler und Tycho Brahe erkannten bald die ernste Seite und sonderten fleißig das wahre Wesen der Astronomie von den Schlacken des Vorurtheiles und des Aberglaubens.

Obige Schrift nun zeigt deutlich und klar, in wiefern das Leben und Wirken der beiden großen Astronomen Tycho Brahe und Kepler's am Prager Königshofe in dieser Beziehung wissenschaftlich fördernd war und wie Beobachtung und Erfahrung, die leitenden Elemente der beiden großen Astronomen, bald zu den herr-

lichsten, ewig wahren, bis dahin freilich nicht erkannten Resultaten führten. „Mit Keulen- schlägen trat Kepler den Astrologen entgegen; — er sagte kurzweg, daß die Astrologie die theuere Zeit nicht werth sei, welche man auf sie verwende.“

Zugleich aber bestimmte den Verfasser, der fleißig edirte und unedirte Quellen benutzte und ein interessantes Material zusammengetragen, der Gedanke zur Herausgabe der Studie, „um die Erinnerung an den persönlichen Verkehr Tycho's und Kepler's in Prag zu wecken, und damit vielleicht den Anstoß zu geben, daß manche gewiß noch in Prag aufzufindende Spuren des Lebens dieser beiden Männer der Wissenschaft verfolgt würden.“ Wir können dieses Motiv nur loben und zugleich ebenfalls an dieser Stelle den Wunsch aussprechen, der Verfasser möchte diesen schönen Erfolg mit seiner Schrift recht bald erzwecken. **J. N—b—r.**

Jurisprudenz.

Die Berggerichtsbarkeit auf Grund der Gesetze und Einrichtungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Oberbergrath Dr. Franz Schneider. Prag 1872. J. G. Calvesche k. k. Univ.-Buchhandlung.

Der Verfasser war lange Jahre Professor des Bergrechtes und des allgemeinen österreichischen Privatrechtes an der Prager Universität, und es wird wenige Juristen der jüngeren Generation in Böhmen geben, die nicht unter diesem beliebten Lehrer ihre Ausbildung genossen haben und sich nicht noch stets seiner mit Dankbarkeit erinnerten. Seit seiner Versetzung in den Ruhestand liegt der Lehrstuhl des Bergrechtes an der Prager Universität verwaist da, und je weniger dem Studirenden Gelegenheit geboten ist, diesen Zweig der Rechtsstudien während der Universitätszeit unter Anleitung eines sachkundigen Lehrers zu betreiben, um so wünschenswerther mußte für den Juristenstand ein Buch sein, das diesen Mangel zu ersetzen im Stande ist.

Die Berggerichtsbehörden sind berufen, das auf die rechtlichen Bergbauverhältnisse der Einwohner des Staates unter sich Bezug nehmende Recht, d. i. das Privatbergrecht auf die vorkommenden Fälle mit Rechtskraft anzuwenden.

Die Berggerichtsbarkeit gehört in die Classe der besondern Gerichtsstände und ist Real- oder Causalgerichtsbarkeit.

Die Gegenstände, worüber den Berggerichten die Gerichtsbarkeit zusieht, sind Bergwerke und deren Zugehör, worunter alle zur Gewinnung und Aufbereitung der der Gesetzgebung zugewiesenen Produkte des Mineralreiches errichteten Anstalten gehören. Hierzu gehören die Schurf-Gebiete, die Gruben- o. Tagmasse, die Überscharen, die Hilfsbaue, die Revierstollen; die m e c h a n i s c h e n Aufbereitungswerkstätten (Erzmühlen, Quetschwerke, Poch- u. Schlemmwerke); die metallurgischen Aufbereitungswerkstätten (Schmelzöfen, Bleihäuser, Saigeröfen, Amalgamirwerke, Quickmühlen; Erzröste oder Brennhütten; Roaksöfen; Extraktionswerke; Laugwerke; Krystallisationswerke; Bergschmieden). Auch die verschiedenen Grubenwässer; die nicht bergfreien Mineralien, welche und insofern sie der Bergwerksbesitzer zu seinem Bergwerks- und Hüttenbetrieb bedarf, endlich die Auxe sind Gegenstand der Berggerichtsbarkeit.

Die Rechtsangelegenheiten, welche rücksichtlich der vorangeführten Bergwerksobjekte den Berggerichten zugewiesen erscheinen, sind:

1. Klagen und Gesuche wegen eines dinglichen Rechtes in Betreff eines Bergwerks oder dessen Zugehör, daher insbesondere die Eigenthums-, Pfand-, Servituts-, Grenzscheidungsklagen, ferner Klagen auf Ungiltigkeit einer Einverleibung und Wiederherstellung des frühern bürgerlichen Standes; alle Intabulations-, Pränotations-, Ab-, Zu- und Umschreibungs-gesuche; alle Gesuche um Löschung von Satzposten oder um Amortisirung alter Satzposten.

2. Baufreitigkeiten überhaupt und insbesondere auch die Aufforderungsklagen wegen eines auf Bergwerksgründen vorzunehmenden Baues.

3. Die Führung der öffentlichen Bücher zur Eintragung der Grundbuchkörper und der sich darauf beziehenden dinglichen Rechte u. Lasten.

4. Die Vornahme aller Realakte (Inventur, Schätzung, Einführung des Sequzsters, die Feilbietung, die Austragung des Vorzugsrechtes zwischen Hypothekargläubigern, dann die zwischen diesen u. den gesetzlich Bevorrechteten, sowie die Vertheilung des exekutiven Meißbotes.

5. Endlich alle auf den Bergbau sich beziehenden obligatorischen Rechtsverhältnisse, nämlich Streitigkeiten über Benützung der Bergwerke und deren Zugehör; Streitigkeiten über

das Alter im Felde bei Bergwerksverleihungen; Streitigkeiten über Aufforderung zur Felderfreudung; Streitigkeiten über Ausbeuten und Zubußen von Berg- u. Hüttenwerken, über Retardat- u. Freierklärungen; Streitigkeiten über Erbstollengebühren u. sonstige Schacht- u. Stollenabgaben; Streitigkeiten über Bergbruderladen; über Beschädigungen an Berg- u. Hüttenwerken; über das Eigenthum oder die Benützung von Grubenwässern; Streitigkeiten über die Verwaltung und Rechnungsführung zwischen Bergwerksbesitzern u. ihren Beamten oder Bevollmächtigten über den Betrieb des Werkes u. dessen Zugehör.

In allen diesen unter Nr. 5 angeführten Angelegenheiten fungiren die Berggerichte als Causalgerichte.

Das gerichtliche Verfahren der zur Ausübung der Berggerichtsbarkeit bestimmten Gerichtshöfe in Civilbergrechtsachen, das in der IV. Abtheilung des angezeigten Werkes behandelt wird, ist im Allgemeinen identisch mit dem in andern Rechtsachen geltenden, durch die allgemeine Gerichtsordnung, die Gerichtsinstruktion vom 3. Mai 1853, das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, das Gesetz über das Verfahren außer Streitfachen vom 9. August 1854 Z. 2118 R. G. B., das allgemeine Grundbuchsgesetz vom 25. Juli 1871 Z. 95 R. G. B. normirten Verfahren. Die Abweichungen sind theils im Patente vom 1. November 1781, theils in dem allgemeinen Berggesetze enthalten.

Wir können die Anzeige dieser Schrift, welche die gestellte Aufgabe, das Ganze des heutigen Berggerichtswesens in einem klaren Bilde darzulegen, so trefflich löst, nur mit dem Wunsche schließen, es möge dieselbe gelesen, studirt und eifrig benutzt werden.

Dr. J. U.

Lehrbuch des Bergrechts von Dr. Franz Schneider. Prag, Heinrich Mercy 1871.

Die Besprechung des vorstehenden Werkes gibt uns Anlaß, eine alte Unterlassungssünde gut zu machen und der im vorigen Jahre erschienenen dritten Auflage des „Bergrechts von Oberberggrath Professor Schneider“ zu gedenken.

Das Bergrecht ist so recht eine Schöpfung des germanischen Geistes. Während nämlich bei den Römern der Bergbau unter den Begriff einer Benützung des Eigenthums fällt und der Betrieb desselben auf fremdem Grund und Bo-

den als eine höchst seltene und in ganz lokalen Verhältnissen begründete Ausnahme erscheint, hat das deutsche Recht das Recht des ersten Finders in energischer Weise zur Geltung gebracht und somit für das Bergrecht ein selbstständiges Prinzip gewonnen, nämlich das der Bergfreiheit.

Das Studium und die wissenschaftliche Erfassung des Bergrechtes ist somit sowohl in juristischer als in geschichtlicher Hinsicht interessant. Für uns Deutsche in Böhmen ist die Thatsache von unschätzbarem Werthe, daß der Bergbau in Böhmen und Mähren deutschen Ursprunges ist. Damit hängt auch die weitere Erscheinung zusammen, daß die Rechtsprinzipien, welche den Bergbau in Böhmen regelten, deutschen Ursprunges sind. In diesen Rechtsquellen hat der Gedanke der Bergfreiheit die konsequenteste und erakteste Durchführung gefunden. Das Prinzip der Bergfreiheit selbst aber ist seinerseits wieder nichts Anderes als der Ausdruck des Gedankens, daß der Grund des Eigenthums in der menschlichen Arbeit liege. Die Urbarmachung, Bearbeitung und Bebauung der Bodenfläche beschränkt sich eben auf diese Oberfläche, die unter denselben liegenden Schätze bleiben unberührt; was daher unter dem Boden liegt, ist kein Eigenthum des Oberflächenbesitzers, sondern ein *natiouales* Eigenthum. Daraus folgt, daß die menschliche Gesellschaft nur jene Mineralien dem Eigenthümer des Grundes und Bodens zutheilt, welche so zu sagen das normale Contingent der festen Erdrinde bilden, wie die gemeinen Felsgesteine, Sand, Gyps, Thon, Kies, Mergel, Schiefer, Kalkstein u. s. w., daß hingegen diejenigen Mineralien, welche nach den von der Natur gegebenen Verhältnissen der Regel nach nicht in größeren Massen auf einem Punkte liegen, sondern nach Gängen und Lagen vorkommen, die von entfernteren Grenzen eingeschlossen sind, als es das Eigenthum der Oberfläche in der Regel ist, welche ferner nur dann mit Aussicht auf günstigen Erfolg bei der Kostspieligkeit ihrer Gewinnung ausgebeutet werden können, wenn der Unternehmer dieselben in größeren, innerhalb eines umfangreichen Raumes vertheilten Massen gewinnen darf, können dem Grundeigenthümer nicht überlassen, für ein Zubehör des Oberflächeneigenthums nicht erklärt werden; denn dies hieße sie der Gesamtheit entziehen und stünde im Widerspruche mit der Aufgabe des Staates, der ganzen Gesellschaft die Mittel der Subsistenz so viel als möglich zu

sichern. Die vorstehenden Erwägungen führten zu dem Gedanken, daß der Genuß der unter der Erde verborgenen Schätze demjenigen von Rechtswegen zukomme, der nach denselben bergmännlich sucht und sie findet.

Die Erscheinungen der österreichischen Literatur auf dem Gebiete des Bergrechts sind u. zw. die Schriften von Tausch, Jung und Schmidt theils veraltet, theils stehen sie nicht auf der Höhe wissenschaftlicher und streng juristischer Auffassung. Das Handbuch der Bergrechtskunde von Otto Freiherrn von Hingenau (Wien, Friedrich Manz 1857) ist ein voluminöses, ausgedehntes Conglomerat verschiedenartiger Disciplinen und Notizen, in deren buntem Neben- und Durcheinander man allerlei, nur keine Jurisprudenz antrifft. Es ist daher das obenangezeigte Werk in der That die einzige wissenschaftliche Darstellung des Bergrechts.

In Oesterreich ist durch das Gesetz vom 23. Mai 1854 das Bergrecht kodifizirt worden. Ob aber dieses Gesetz wirklich eine gelungene Lösung dieser höchst schwierigen Aufgabe sei, darüber kann man im Zweifel sein. Uns erscheint wenigstens gleich der Eingang dieses Gesetzes, der die sog. Bergrealität, einen historisch inhaltslos gewordenen Begriff, in das Gesetz einführt, als ein prinzipieller Fehler.

Ebenso wenig können wir die Motive dafür finden, daß das Gesetz den Begriff des Kuxes beibehalten hat, jenen altersschwachen, armseligen Kux, welcher den Kinderjahren der industriellen Association angehört, seit Jahrhunderten sein elendes, sieches Leben fortzuschleppen und von der jungen, frischen, lebenskräftigen Aktie, die mit einem Zauberstabe Millionen concentrirt, schon längst überholt worden ist. Es scheint daher, daß das Berggesetz vom 23. Mai 1854 sich zu viel inhaltslos gewordenen historischen Curiositäten hingab, zu wenig dagegen die volkswirtschaftlichen Tendenzen unseres Zeitalters berücksichtigte.

Somit erscheint neben der Darstellung der historischen Entwicklung der Rechtsätze, neben der Entwicklung ihres Inhaltes und ihrer Tragweite auch ein gewisses kritisches Moment als Element der wissenschaftlichen Darstellung, zu der der Verfasser durch sein langjähriges Studium, durch seine langjährige Lehrthätigkeit kompetenter erscheint als Jemand Anderer.

Dr. J. U.

Statistik

des böhmischen Braunkohlen-Verkehrs der k. k. priv. Aussig-Teplitzer Eisenbahn im Jahre 1871. Im Selbstverlage der Aussig-Teplitzer Eisenbahngesellschaft.

Es wäre wohl überflüssig, auf die Bedeutung der Kohlenproduktion und deren Verfrachtung in Böhmen hinzuweisen. Daß statistische Daten in dieser Beziehung aber von größtem Werthe sind und eine Fülle interessanten Stoffes für Jedermann, nicht blos für den Nationalökonom liefern, dürfte wohl auch ohne Zweifel sein. Wir begrüßen daher vorliegende Brochüre, die sich mit der Statistik des böhmischen Braunkohlenverkehrs der k. k. Aussig-Teplitzer Eisenbahngesellschaft im Jahre 1871 beschäftigt, mit großer Freude, um so mehr, als die Darstellung selbst eine wohl- und übersichtlich geordnete ist und uns auf 42 Seiten einen vollkommenen deutlichen Überblick gewährt.

Der Verkehr ist in den 32 Tabellen in drei Hauptkategorien getheilt, und zwar in den Lokal-, dann in den Transitverkehr mit dem Inlande und endlich in den Transitverkehr nach Deutschland.

Der erste enthält die zur Elbe behufs Einschiffung transportirten Quantitäten, alle Sendungen nach den Stationen der eigenen Linie, sowie diejenigen für den eigenen Regiebedarf.

Der Transitverkehr nach dem Inlande begreift alle auf dem Wege von Aussig gehenden Kohlensendungen einerseits in der Richtung gegen und über Prag, andererseits in der Richtung über Bodenbach-Teitschen nach der böhmischen Nordbahn.

Der Transitverkehr nach Deutschland endlich enthält alle über Aussig und Bodenbach gehenden Sendungen nach Deutschland.

Wenn wir die Betriebsmittel der Aussig-Teplitzer Bahn für den Kohlenverkehr vom J. 1861 bis 1871 betrachten, wie sie übersichtlich in der Tabelle II dargestellt sind, so müssen wir über den riesigen Aufschwung staunen, den Produktion und Verkehr genommen haben. Während 1861 blos 5 Lokomotive und 130 Wagen in Betrieb standen, dienen 1871 bereits 25 Lokomotive und 1230 Wagen dem Verkehr. Während im Lokalverkehr 1861 die Zahl von 5,443,300 Zollzentner verfrachtet wurden, beträgt der Verkehr im Jahre 1871 bereits 23,819,400 Zentner. — Der Gesamtkohlen-

verkehr bezifferte sich aber mit Ende des verfloffenen Jahres auf 27,830.420 Ztr., während er 1861 bloß gegen 6 Mill. betragen hatte; täglich wurden durchschnittlich 94.022 Ztr. verladen.

Es dürften diese herausgerissenen Ziffern genügen, um darzuthun, wie interessant die Durchsicht des ganzen Werkes ist. Dasselbe ist mit großem Fleiße zusammengestellt und erhält durch die zwei kartographischen Darstellungen einen erhöhten Werth.

Ferner sind der Brochüre noch zwei Karten beigegeben, wovon die erste eine Übersichtskarte der Eisenbahnen im Braunkohlenrevier Lusfig-Kommutau, die zweite aber die Cirkulation der der Lusfig-Teplitzer Eisenbahngesellschaft zur Transportirung übergebenen Braunkohlen darstellt; beide Karten sind schön und anschaulich gezeichnet. Jedem, der sich für heimische Produktion und heimischen Verkehr interessiert, sei die Brochüre warm empfohlen.

Kw.

Geographie.

Dr. S. Langes neuer Volksschul-Atlas über alle Theile der Erde. 32 Karten in Farbendruck. Ausgabe für Oesterreich. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, welcher sich durch die Publikation populärer Schriften um die Hebung des Fortschritts bereits mannigfache Verdienste erworben, hat durch die Herausgabe des vorliegenden Atlas neuerdings gezeigt, daß es ihm darum zu thun sei, zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse im Volke sein Schärfelein beizutragen. Das im Druck und Verlage von Georg Westermann in Braunschweig bearbeitete Werkchen ist von Herrn Dr. Lange rein und fleißig gearbeitet, und es wird dabei auch der österreichischen Monarchie die gebührende und für uns nothwendige Rechnung getragen, indem ihr allein sieben Blätter gewidmet sind. Die Zeichnung der einzelnen Karten ist durchwegs korrekt und der bei so kleinen Dimensionen häufig vorkommende Fehler der Überladung ist mit großem Geschick vermieden, indem doch alles Wichtige vorkommt und die Deutlichkeit nicht darunter leidet. Namentlich gilt diese glückliche Darstellung von den Gebirgen, die richtig schraffirt und dennoch

so gehalten sind, daß nebenbei der Druck sehr gut leserlich ist.

Der Verfertiger dieses Atlases war sich seiner Aufgabe vollkommen bewußt, und wenn er in der kurzen Vorrede sagt: „Competente Urtheile stimmen darin überein, daß namentlich bei den meisten der bisherigen Schulkarten die Überfülle des gegebenen Stoffs zu ritzen sei, weil dieselbe die Übersicht hindert und die Schüler eher verwirrt, als ihnen ein klares Bild von den betreffenden Ländern vermittelt!“ — so hat er hiemit den einzig richtigen Standpunkt für Schulkarten eingenommen, und man kann ihm das Zeugniß geben, daß er das Maßhalten verstand.

Zieht man nun ferner den außerordentlich staunenswerth billigen Preis von bloß 36 kr. für alle 32 Karten in Betracht, so muß man mit Recht sich der Hoffnung hingeben, daß dieser Atlas jene Verbreitung findet, die er in so hohem Grade verdient, und es hat sich mit der Herausgabe dieser billigen Volksausgabe der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse neuerdings den Anspruch auf den Dank des Publikums erworben.

Kw.

Poesie.

Moriz Hartmann.

So ist er denn nicht mehr der freiheitsbegeisterte Dichter von „Kreuz und Schwert“, der wackere, unermüdete Vorkämpfer für freies Wort, freien Gedanken und freie That. Er ist in der Vollkraft eines Mannes hingegangen. Deutschland verliert einen Dichter, einen Sänger, wie er nur immer der Literatur einer Nation zur Zierde gereichen kann; wir einen Landsmann, der sein Vaterland treu und wahr geliebt, der wie ein echter Kämpfer ungeschont, fest und kühn, jede Gefahr misachtend, für die Wohlfahrt desselben eingestanden ist. Liebe und Begeisterung, thatkräftige und berechtigte Schwärmerei für das große deutsche Vaterland und für deutsches Wesen, das war der Grundcharakter des verstorbenen Edlen. Ein gesinnungstüchtiger Patriot und ein echter Dichter, wahrhaft von „Gottes Gnaden,“ der seiner Mission als solcher unter Ausbictung seiner ganzen dichterischen Kraft und unter allen möglichen dadurch in einer drängenden und gährenden Zeit heraufbeschworenen Gefahren auf's Gewissenhafteste nachkam. Er lebte ein unruhiges, vielfach

angefochtenes, verbittertes Leben; nur spärlich hat ihm die Sonne des Glückes geschienen, und da er kaum Ruhe gefunden, kaum durch die ihm allgemach zu Theil werdende, verdiente Anerkennung für eine hingepferte Jugend einigermaßen entschädigt worden wäre, da stürzt der unerbittliche Genius des noch in der Kraft seiner Jahre stehenden Mannes plötzlich die Fackel um, und so haben sich wohl die gramgeblähten Wangen des Dichters nie mehr recht in Freude und Glück geröthet und zu früh und nur zu wahr sind die Worte der letzten Strophe eines seiner Gedichte eingetroffen, das in tiefer, lebendiger und inniger Empfindung von den Kämpfen seines Lebens erzählt. Es sei hier nur theilweise citirt:

Ich kehrte heim nach laugen Jahren,
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gefostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig mild:
„„O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!““

O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.
Ob nun in Freude, ob im Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
„„O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!““

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören, —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
„„O Gott! wie blaß sind Deine Wangen!““

Moritz Hartmann ist am 15. Oktober 1821 zu Duschnik, einem Dorfe bei Příbram, geboren. Die Gymnasialstudien begann er in Jungbunzlau und vollendete sie zu Prag, wo er sich 1838 an der Universität immatriculiren ließ. Als Gymnasiast dichtete er bereits mit großer Fertigkeit lateinische Verse. In Prag wurde er bald mit Iffidor Heller und Alfred Meißner bekannt und legte mit diesen die Erstlingsprodukte seiner Muse in Rud. Glaser's „Ost und

West“ nieder, einer Zeitschrift, die der Sammlungspunkt der literarischen Thätigkeit in Deutschböhmen war und aus der sich rasch eine frische Blüthe einer gewissen Romantik entwickelte. Namentlich waren es da M. Hartmann, R. E. Ebert, Alfred Meißner und Frankl, die bald das Interesse Deutschlands an der von dieser Seite nicht versehenen, allerdings noch jugendlichen, aber gefühlvollen, frischen und thatkräftigen Poesie erregten. Die böhmischen Wälder, die man bereits vergessen zu haben schien, entsandten mit einem Male einen frisch sprudelnden Quell, der sich erfrischend und neu erquickend selbst über Deutschland ergoß, denn die Poesie unserer vaterländischen Dichter manifestirte sich in der That als eine neue, innige, wahre Poesie im Vergleiche zu den von der Spekulation und verzehrenden Philosophie allmählig verstimmteten Dichtungen der Norddeutschen in der damaligen Zeit. Unsere Dichter gaben sich bald mit den übrigen österreichischen Dichtern einer Richtung hin, die man füglich „österreichische Schule“ betiteln könnte, in der die waltende Idee bald der bestimmt ausgesprochene Zeitgedanke war, z. B. bei Carl Beck, in unserer Heimat vornehmlich bei M. Hartmann und Alfr. Meißner. In Folge dessen war die Poesie allerdings eine allzu tendenziöse, aber der frische Hauch der Zeit, das Objectiviren dessen, was „in der Luft schwebte“, ließ diese Poesie bald allenthalben liebgewinnen. Man interessirte sich in Deutschland für das Bestreben unserer jungen Talente dermaßen, daß „Ost und West“ bald zahlreiche Mitarbeiter von dieser Seite zählte, so: Rückert, W. Alexis, Sallet, Leop. Schäfer, W. Müller, Gutkow, Freiligrath, Prutz, Fouqué, Gaudy, Herm. Kurz, Stieglitz, Kaufmann, Moser u. a.

Zu diesem erfreulichen, allmählichen Aufschwunge der Literatur und Poesie bei uns trug nun der Verstorbene wesentlich bei, ja bei ihm war das idealistische, ausgesprochen deutsche Streben, verbunden mit dem thatkräftigsten Eifer, durch ein festes, geistiges Band das deutsche Böhmen mit dem großen deutschen Mutterlande zu einigen, vielleicht am Schärfften zum Ausdruck gekommen.

Im Jahre 1840 ging M. Hartmann an die Universität in Wien; hier wurde er mit Lenau und Ernst von Feuchtersleben bekannt; für Letzteren war er von großem Einflusse auf das treffliche: „Zur Diätetik der Seele.“ 1842 nahm er eine Hofmeisterstelle bei der Familie

Lieben an, die er aber 1844 wieder aufgab, nachdem er Oesterreich, Italien, die Schweiz und das südliche Deutschland bereist hatte. Lenau rieth ihm 1844, seine Gedichte, denen er eine reiche Verbreitung vorher sagte, zu veröffentlichen, was Hartmann auch in Leipzig that. Diese Sammlung „Kelsch und Schwert“ machte den jungen Dichter rasch bekannt und erlebte innerhalb weniger Wochen eine zweite Auflage. In derselben hat er seinem bisher zurückgehaltenen, glühenden Patriotismus Ausdruck gegeben, was ihm natürlich unter der Metternich'schen Herrschaft, da er sich der österreichischen Censur entzog, die größten Unannehmlichkeiten brachte. Er ging nach Brüssel und Paris und gab 1846 einen Band „Neuer Gedichte“ (Leipzig 1847) heraus; in Paris lernte er Béranger, Alfred de Musset und Heine kennen. Nach einem Jahre ging er in seine Heimat zurück, indem er, durch eine Zeitungsnachricht irreführt, glaubte, daß sein Prozeß niedergeschlagen sei; doch kaum war er in Prag angelangt, als er schon verhaftet wurde. Durch die Februarrevolution wurde er wieder frei, worauf er vom Leitmeritzer Bezirke in die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt gewählt wurde, in der er sich der äußersten Linken anschloß; mit deren Abgeordneten ging er auf die Barrikaden und im Oktober begleitete er Robert Blum nach Wien, floh hierauf nach Frankfurt und veröffentlichte die satirische „Kleinchronik des Pfaffen Mauritius“ (Frankfurt 1849), eine bittere Satyre der Zeit, die vielleicht zu bitter und leidenschaftlich ist, als daß sie nicht dadurch poetische Einbuße erlitten hätten. Von Oesterreich aus wurde er steckbrieflich wegen Hochverrath, Aufwieglung, Majestätsbeleidigung zc. verfolgt, entging aber der Verfolgung durch die Flucht nach der Schweiz, wo er wieder emsig schrieb, dichtete und studirte. Im Jahre 1850 durchwanderte er Frankreich, England, Irland und Schottland, lebte den Winter über wieder in Paris, bereiste das nächste Jahr die Provence und Languedoc, welche Reise uns das gehaltvolle „Tagebuch aus Provence und Languedoc“ brachte. Um diese Zeit veröffentlichte er auch zwei treffliche epische Poesien, die reizende Idylle „Adam und Eva“ in 7 Gesängen (Leipzig 1851), die in ihrer Ruhe den lieblichsten Contrast zu den aufgeregten früheren Dichtungen bietet, und „Schatten“ (Darmstadt 1851), eine Sammlung mehrerer poetischen Erzählungen, die fein echt epi-

sches Talent bekunden. 1852 ging er nach der Bretagne und im nächsten Jahre nach England. Bald setzte er sich ein entfernteres Reiseziel, indem er sich nach dem Orient einschiffte und anderthalb Jahre daselbst verblieb. Im Jahre 1855 kam er todtkrank nach Paris und lag dort 2 Jahre als Reconvalescent. Nach seiner Genesung bereiste er Deutschland, die Schweiz und Italien; 1861 heiratete er in Genf und wurde daselbst Professor der deutschen Literatur an der Akademie. Zwei Jahre darauf zog er nach Stuttgart, wurde Redakteur der „Freya“, die er bald zur Blüthe brachte und begab sich im Herbst 1868 nach Wien, wo er eine hervorragende Stellung bei der „Neuen freien Presse“ inne hatte und am 13. Mai dieses Jahres zu früh für die Literatur und die Seinen verstarb.

Das ist der kurze aber bewegte Lebensgang eines begabten, energischen Mannes, der ihm mehr Unannehmlichkeiten, mehr Kämpfe als Freuden und Genüsse gebracht. Und doch hat er es so ehrlich gemeint, hat so redlich gestrebt; ist ihm im Diesseits keine genügende Entlohnung zu Theil geworden, so möge jeder Patriot, jeder Deutschböhme, jeder Landsmann dieses wackeren Streikers ihm nach dem Tode ein wohlverdientes, würdiges Andenken wahren!

Was Hartmann's Bedeutung für die Dichtkunst und Literatur anbelangt, so gehört er zu jenen Erscheinungen, die, halb verstanden, auf die verschiedenste Weise beurtheilt werden. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er in „Kelsch und Schwert“ durch Reflexion und Pathos die eigentliche Poesie zu ersetzen strebte, aber gewiß mit Unrecht, wie ihm auch von anderen Literaturhistorikern wieder die künstlerische Ehrenrettung zu Theil wurde, denn Hartmann ist wahrhaft ein Dichter von Talent, thatächlicher Befähigung und durchaus von tüchtiger Gesinnung. Seine Werke alle zeigen von dem tiefsten, wärmsten Gefühle und von reichster Gedankenfülle, — was wohl bei wirklichem, ernstem Eingehen und Eindringen in seine Schöpfungen nie mit Pathos oder Reflexion verwechselt werden kann. Immer drückte Hartmann das, was er als Dichter dachte und fühlte, klar, kurz und doch in schönster, untadelhafter poetischer Form aus. Wenn er allerdings hie und da das Abstrakte liebte, oft fremde Worte selbst in den Reimen gebrauchte, mitunter als Dichter mehr zum Geiste und zum Verstande als zum Herzen und zum Ge-

müthe sprach, so dürfen wir diese allerdings wenig poetisch wirkende Erscheinung nicht als Charakteristikum für den Dichter gelten lassen, denn es ist das nur hie und da Ausnahme, durchaus keine beliebte Manier Hartmann's.

Bei Hartmann überwiegt, wie dies schon seine trefflichen epischen Poesien, die wir angeführt, zeigen, das epische Element bei weitem das Lyrische. Seine poetischen und prosaischen Erzählungen sind in sich vollendeter, seinem Talente entsprechender als seine lyrischen Produkte. Es ist dies eine Thatsache nicht bei Hartmann allein, sondern bei allen deutschböhmischen Dichtern. Ein historischer Geist lebt in ihren Dichtungen. Mit großer Vorliebe wandten sich die Dichter in unseren Gauen, z. B. dem Romane zu, aber der Grund, daß unsere Dichter trotz der reichen Produktivität in der Romanliteratur verhältnißmäßig weniger Vortreffliches geleistet, liegt darin, daß sie das Interesse des didaktischen Romanes zu sehr in die Situation, das des Unterhaltungsromanens zu viel in die Personen gelegt. Es scheint eine eigene Caprice unserer gewiß sehr befähigten Romandichter zu sein, die aber viel verdorben hat. Man betrachte nur z. B. Herloßsohn, der sich lediglich nur nach dem Geschmacke des Lesepublikums gerichtet hat und nur spannen wollte und so trotz seiner Phantasie und seines unverkennbaren Darstellungstalentes nicht Ausgezeichnetes leisten konnte, wozu er doch befähigt gewesen wäre. Es sei dies nur ein Beispiel für mehrere, um obige Behauptung zu rechtfertigen, da die weitere Ausführung dieser Thatsache außer der Aufgabe dieser Skizze liegt. Davon aber war Moritz Hartmann und sind mit ihm unter den Neuern namentlich Mfr. Meißner und Mich. Klapp würdige Ausnahmen. Hartmann's epische Dichtungen sind durchwegs glänzende Belege seines ausgesprochenen Talentes für die Epik. Seine poetischen Erzählungen haben wir schon erwähnt; die Prosadichtungen, seine Romane und Novellen sind durch und durch gelungen, sowohl was die Wahl der Stoffe, Anlage und Ausführung anbelangt. Es seien davon erwähnt: „Der Krieg um den Wald“ (Frankfurt 1850), eine Erzählung, die das Wesen der böhmischen Bauern trefflich schildert; „Erzählungen eines Unstäten“ (Berlin 1858), die sich größtentheils auf eigene Erfahrungen und Erlebnisse grün-

den, welche er in ihnen poetisch verarbeitete. „Novellen“ (Hamburg 1863); „Nach der Natur“ (Stuttgart 1866); „die letzten Tage eines Königs“ (Stuttgart 1866), vielleicht das trefflichste Produkt unter den Romanen unseres Dichters.

Als Dramatiker versuchte er sich in „Gleich und Gleich“ einem Lustspiele, das voll geistreichen Humor's ist und sich durch treffliche Erfindung auszeichnet.

Und so kann man gewissenhaft, nachdem man Hartmann, wenn auch nur mit ziemlich oberflächlicher Einsicht nach allen Seiten seiner dichterischen Thätigkeit betrachtet, in das wohlverdiente Urtheil einstimmen, das ein bekannter Literaturhistoriker (H. Kurz) mit Bezugnahme auf ein Lied Hartmann's über diesen fällt. Der Dichter singt:

„Ein einzig Lied nur möcht' ich singen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erspäht,
Der alle Wunden macht gefunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbrochener Becher
Das Lied mir, das ich sang bis jetzt —
Ich schlürfe draus, ein durst'ger Zecher,
Vergebens, was die Seele leckt.“

Kurz meint dann: „Der Dichter klagt zwar, daß ihm noch kein Lied gelungen sei, in welches er sein ganzes Leben und Fühlen habe zwingen können, daß es ihm wie dem Zauberlehrling von Göthe noch nicht gelungen sei, das rechte Wort zu finden; wir würden aber in dieser Klage schon den wahren Dichter erkennen, der stets mit seinen, auch den besten Leistungen nicht zufrieden ist, wenn wir ihn nicht schon in einer Reihe von Dichtungen als solchen lieb gewinnen müßten.“

Nein, das Lied unseres Landsmannes war kein zerbrochener Becher, es ist uns eine für alle Zukunft lebendige Reliquie des früh Dahingegangenen; möchten sie alle Stammesgenossen, alle Deutschen hoch in Ehren halten!

S. N.

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Wir fangen mit dem Neuesten zuerst an. S. Hellers poetische Wohlthätigkeitspende ist zwar nur ein dünnes Büchlein, aber bietet voll auf des Interessanten. Man konnte sich wohl dessen versehen, daß ein Autor von dem Rufe S. Hellers dem utilitätsfischen Zwecke nur mit Bedeutendem sein Opfer darbringen werde. In der Regel erzeugt es eine Art Voreingenommenheit, wenn ein Dichter zugleich auch und nach seinem vorragenden täglichen Schaffen Kritiker ist. Je ausgezeichnet er sich auf diesem Gebiete bewegt, desto größer wird das Mißtrauen gegen seine eigentlich produktive Ader. In der Individualität Hellers — eines stupenden Gelehrten — begegnen sich aber in frappantester Weise kongruierend der positive und negative Pol eines auf ästhetischem Felde rastlos thätigen Kopfes. Die vorliegende, vom Hilfskomité des deutschen Casino herausgegebene Sammlung bringt Hellers Gedichte auf blos 62 Seiten in ziemlich kleinem Format, aber einen vollduftigen Strauß der verschiedenartigsten Blumen. Die einfachen Feldblumen der Lyrik, die H. in die Mitte des Straußes gemischt, sind ausgezeichnet klare krystallhelle Blüten; ich hebe hier namentlich hervor: „Vor dem Gewitter,“ „Später Frühling,“ „Menschgefühl“ und „Spaziergang.“ Auch manche fichernde Manukel befindet sich darunter, wie „An Etliche,“ „Verschiedene Ansicht,“ „Zur Beherzigung,“ manche schwüle Hollerblüthe, wie: „die Nacht“ — dafür scheint aber der Dichter in einem „Bußgebet“ von erhabener Schönheit Sühne zu suchen. Von wahrer Pracht und plastischer Durchbildung des Ausdruckes sind die aus dem Zaubergarten Armidas geholten mythologischen und antikstofflichen Blüten. Ihnen innewohnt harmonisch Kraft und Anmuth zugleich. Es sind dies die Gedichte „Endymion,“ „Gesang der Titanen,“ „Salamis,“ „das Gastmal des Titus,“ sie sind aber mehr paraphrastisch gehalten und setzen die genaue Vertrautheit mit den behandelten mythischen und historischen Stoffen voraus.

Einen kühnen Griff in das moderne politische Leben thut Heller mit den in ihrer Form unvergleichlichen Sonetten und hier sprudelt ein bei Sonettisten selten gehörter Humor auf. Es sind die Schwertklingen des Blumenstraußes, und bald wilder edler Zorn, der sich gegen alle Bergevaltigung empört, bald beißender Witz zieht

gegen die unerquicklichen politischen Katastrophen der Jetztzeit mit echt deutschem Gemüth und in echt deutscher Weise zu Felde. Begeisterter Groll athmet in dem Sonett „Deutschland“ (1859), so wie in den nächstnachsfolgenden, dagegen sind die Sonette „Schildbürgermärlein,“ „Vogelweisheit,“ namentlich aber „Auction“ (1966), wo einmal das Junkerschwert, welches vor 100 Jahren die kleinen deutschen Länderchen wegsegte, als unbezahlbare Rarität auf den Markt kommen wird, — Piecen von wahrhaft Anastasius Grün'schem Humor, der der sich mit Platonischer Formreinheit einigt. Nur um der Sonette willen wünschen wir diesem prachtvollen nebstem auch an seinen Epigrammen und tiefsinnigen Gnomen sich erfreuenden Büchlein die vollste Verbreitung.

Von einem Dichter des Hasver zu dem andern findet sich ein natürlicher Übergang, zumal wenn neben dem „Text“, auf den wir einmal später zu sprechen kommen, die neueste Auflage von Robert Hamerlings „Sinnen und Mienen“ als ein alter Freund vertraulich uns anlächelt.

Es war eine Zeit lang Mode, und sie wirkt auch in diesem Augenblicke noch theilweise nach, den „Epiker“ Hamerling vor dem Lyriker allzusehr zu erheben. Namentlich „Sinnen und Mienen“ stellte man theilweise als unreife Erstlingsfrucht, theilweise als „Mittelgut“ dar, wie es häufig in der Jetztzeit verfrachtet wird. Dem stimme ich nicht ganz bei, denn in einer bedeutenden Zahl von Gedichten dieser schon durch die Mannigfaltigkeit der Produktion ganz exquisiten Sammlung reißt der Löwe seine ersten Klauen hervor. In vielen, vielen Tönen klingt schon der gewaltige Hamerling an, dessen gestaltende und beschreibende Kraft die meisten hervorragenden Dichter früherer Schule einige Meilen weit zurückläßt. Es ist wahr, der lyrische Impuls ist ein geringerer, Hamerling dichtet meist mit der Phantasie, allein auch das sinnende reflektirende Wesen in ihm ist eine zweite Potenz. Alle Fehler und alle Vorzüge dieses hochbegabten Dichters, der mit Recht unter den südlichen der beliebteste geworden ist, finden wir schon im Keime bei „Sinnen und Mienen.“ Hamerling ist weder ein reiner Lyriker, noch ein reiner Epiker, sondern er ist ein Reflexions- und Tendenzdichter, seine Muse ist ein Ruf der Zeit, ein Schmerzenskind der jüngsten Zeit. Das echt österreichische Gemüth der Wiener Dichterschule darf man bei

S. weder suchen, noch finden. Seine Muse ist nicht einmal specifisch deutsch, geschweige österreichisch, sie ist kosmopolitisch, modern tendenziös durchweg. Die etwaigen Gebrechen der Hamerlingschen Muse gehen aus ihren Vorzügen hervor.

Gibt es eine zartere sinnigere Seelen- und Naturbeschreibung zugleich als in dem letzten Gedichte der Sammlung „der geblendete Vogel“!? — Aber diese zarte Sinnigkeit, diese lebendige Darstellungskraft, bei welcher sich der Dichter mit dem Vogel identificirt — verleitet ihn zu einer auffallenden Ausbreitung dieses zarten Stoffes, der auch in zwei Strophen wirksam gesungen sein könnte. Ist nicht mit den blendenden Beschreibungen im „Ahasver“ genau so? Das Trop der Üppigkeit in der Beschreibung mancher Scenerie, das Knapp an der Grenze des Bombastischen oder Überladenen steht, geht es nicht eben aus dem Vorzug einer fabelhaften Kraft der Beschreibung hervor? — Endlich sind die Mackheiten im „König Sion“, die Lüsterheiten seiner echtes Leben athmenden Gestalten nicht die Folgen der richtigen Erkenntniß, des scharfen Blickes und der nervösen, fast elektrischen Entzündbarkeit des Autors für dieses Ferment? —

Wer so innerlich anzuschauen, äußerlich zu beschreiben vermag wie Hamerling, dem liegt wohl die Gefahr nahe, auch das Unerlaubte reizend zu schildern und im Zwielftschein, im Rembrandtschen Halbdunkel ästhetischer Berechtigung das zweifelhaft Ethische gleichfalls als ein Berechtigtes darzustellen. Daß Hamerling nebst seiner hohen inneren Begabung aber auch ein vortrefflicher Verkünftler ist, beweisen schon seine gelungenen Sonette in „Sinnen und Minnen.“ Über die Einführung antiker Formen in die jetzige poetische Aera dürfte sich Manches sagen und streiten lassen. Namentlich sind Hamerlings Nachahmer und Nachahmerinnen in dieser Richtung bisher nicht besonders glücklich gewesen. Wir lassen dies auf ein anderes Mal.

Gleich neben Hamerling liegt auf meinem Tische eine im Brockhaus'schen Verlage in neuer Auflage erschienene Sammlung „Poetische Fragmente von Dramor.“ Dieser Poet ist ein Heros der neuesten Zeit, eine genialere Begabung hat sich jüngst nirgendwo ausgesprochener geltend gemacht.

Wer ist Dramor? Ähnliches fragt Niemand bei Hamerling und doch ist Dramor

ein Epigone auf gleicher Höhe der Bedeutung stehend, ja durch die Lebensfarbe seiner Poesie, die in jeder Faser ebenso innere Wahrheit, als auch das Kolorit des Selbstgelebten an sich trägt, nur noch um einen Grad bedeutungsvoller.

Selbst Typus besitzt Dramor manche Seiten, die ihn bereits bekannten Poeten verwandt machen. Byrons unbefriedigte Faustnatur, Zweifelsucht, Lebensmüdigkeit und finstlerer Trotz blitzen von der Stirne dieses Gewaltigen, Freiligraths naturwahres Kolorit besitzt er als prachtvoller Touristenmaler, Hugo Öbermanns realistischen Aufschrei im Troste und das Kerlige, Feste, Erhabene manches andern deutsch-amerikanischen Dichters. Organisch und elementar, wie der Sturm am Ocean kommt und geht, den der Dichter nach allen Seiten bereits durchkreuzte, so organisch und elementar, so spontan aus dem innersten Herzen gerissen oder aus dem jüngsten factischen Erlebniß wachsen die wechselnden Empfindungen unseres Poeten bald riesig empor, bald wieder verflattern sie als zarte Libellen.

Von seiner Jugend an — an die Schweiz gekettet, führte dieser transatlantische Poet ein wechselvolles Wanderleben. Er gibt sich und seine Kreuz- und Querzüge mit wahrhaft photographischer Treue. Man liebt, leidet, fürchtet, zweifelt und verzweifelt mit ihm. Es ist so, als wäre man auf hoher See neben diesem merkwürdigen Manne gefessen und hätte seine Klagen in die heulenden Wellen tönen gehört, seine Klagen und Beschwerden über alles Nützige im Erdenleben.

Wie rührend tönt seine Klage: „Ich möchte schlafen gehn, dort wo die Tannen stehn, dort möcht' ich schlafen gehn;“ wie rührend beschreibt er uns die Idylle der „Fischerhütte,“ wie sehnt er sich immer und immer wieder aus der betäubenden Pracht der Tropen, nach dem helvetischen Tannengrün. Mitten durch diese süßen Klänge dringt ein Lenauscher ironischer Laut nur noch kräftiger, seine Beschreibungen fremder Zonen sind wohl nicht prachtvoller, aber wahrer als die Freiligrathschen, und von seinen vielen Übertragungen namentlich englischer Muster hat sich dieser durch und durch originelle Dichter eine feste Gliederung der Sprache und ich möchte sagen das Gehämmerte, Ausgearbeitete des Freiligraths'schen Verses angeeignet.

Diesem Buche Dramor's muß man Freund sein, wenn man in demselben auch nur geblät-

tert. Der Leser meiner Revue möge ja nicht versäumen, Drammor's interessante Bekanntschaft zu machen, denn ich zweifle, daß der Leser ihn kennt wie seinen Hamerling. Das „Naturwahre“ ist das Hauptkriterium dieser politischen Fragmente, die wir nur bald noch in erneuerter Auflage vermehrt vor uns sehen wollten! —

Ein seltsamer Tischnachbar zu diesem Lord Byron'schen Geiste ist die dritte Auflage der Gedichte Vincenz Zusner's. Wie ist hier Alles so engerrahmt, eingeschränkt, maßvoll. Ein lieblicherer Gegensatz zu der erstcharakterisirten Dichternatur läßt sich kaum denken. Auch Zusner sieht nicht allzufreudlich in das Getriebe der Gegenwart, aber erfrischt sich wieder im Walde, sammelt sich zu kleinen strengen ethischen Betrachtungen und läßt seinem echt österreichischen deutschen Gemüth durch mikroskopische Anschauung erwünschten Spielraum. Sein Name in alphabetischer Ordnung unter den letzten zählt nicht unter diese, weil er es wahr und ernst mit seiner Muse meint und seine Gesinnung edle Bescheidenheit ziert. Milde Ergebung in herbe Gescheide, philosophische Ruhe, die den inneren Kampf bestiegt und vor Allem die reine Sprache an das Herz charakterisiren fast all die Mignondichtungen dieser dritten Auflage. Als ein Prototyp herzlichster Gemüthlichkeit in dem starken Buche gilt das bewegende Refrainingebicht: „Denkst Du noch daran?“ — Wer solch ein Gedicht singen kann, ist ein echter Dichter. Eine erhabene Stimmung durchpflust das Stück: „Die Feiertage“ — der Dichter spricht darin von den Feiertagen der Seele. Meisterhaft sind die kleinen, „Im Walde“ überschriebenen Naturbilder durch Tiefe und Wahrheit des Eindrucks und durch die Mannigfaltigkeit der daran geknüpften Betrachtungen. Es sind meist nur Zweistrophengebichte, bald ein feinpointirter Feuilletongedanke, wie „im Dickicht,“ bald eine Önome lehrhaft, didaktisch und durchaus doch ungelehrt, wie „die Staude,“ bald fabelartig naturbetrachtend eine Scene des Thierlebens, wie „Schnecke und Wiesel“ oder „Schwalbe und Amsel,“ bald wieder ein treffliches Genrebild, das nach der Farbe und dem tüchtigen Pinsel eines künftigen Malers lechzt, wie das unvergleichlich schöne „Beim Jägerhaus“, bald eine ergreifende Antithese: „Das Menschenherz ist groß und weit“ gegenüber dem Ausspruch: „Und wieder ist das Herz so klein.“ Es sind dies Alles Minia-

turalereien der bedeutendsten Art, für die wir den Maler in mancher Minute an das Herz drücken möchten. Diese Waldlieder forderten mich zu einem Vergleiche mit jenen des Verfassers der „harmlosen Gedanken“ auf. Auch die letzteren haben den Kern des Selbsterlebten, Selbstempfundenen im hohen Maße an sich, sie klingen einheitlicher, im Ganzen harmonischer aus als die Zusner's, während die letzteren wieder eine buntere Färbung des Inhalts für sich haben.

Nun schließe ich meine heutige Revue mit der Erwähnung eines Buches, mit welchem ich eigentlich anfangen sollte; es ist dies Karl Ziegler's „Vom Kothurn der Lyrik.“ Carlo Pagoplänkelte bereits vor Jahren in österreichischen Taschenbüchern, man las von ihm bei manchem Trefflichen auch Verfehltes. Diese excentrische Dichternatur gehörte immer zu den Entdeckern, Nachspürern nach fremden seltsamen Pfaden auf der Domaine der Poesie. Sein Talent hat sich in diesem neuesten Opus bedeutend vertieft und gekräftigt. Der Dichter wird aus Staatsmitteln subventionirt und sein strebsames Wesen verdient es. Nicht, daß mich Alles durchweg befriedigt hätte. Hier stößt ein gewaltsamer Effekt ab, dort die Sucht, in dem Leser Schauer zu wecken, aber einige dieser Oden reichen an das Schönste in diesem Genre Geschaffene. Meister der Sprache übt sie der Dichter in manchem Gedichte nicht bloß klangrein, sondern melodisch, und wie Musik. Herrlich z. B. ist „Dust und Wein,“ „Sie sind wahr,“ „Sängerfahrt.“ Auch die nicht am höchsten Kothurn stehenden, hier und da eingestreuten Iyrischen wie „Frage“, „Zwei Wachende“ tönen wie ein zarter Hauch. Die Reimung der Odenstrophe gelang dem Dichter in vorzüglichem Grade, eine Schwierigkeit, über welche manch' formelles Talent schon gestolpert.

K. B. S.

Reisebeschreibung.

Reise des Mönches Reginald Möhner, Benedictiners von St. Ulrich, in die Niederlande im Jahre 1651. — Herausgegeben von Dr. P. E. Brunner.

Die hinterlistige Politik Richelieus hatte es bekanntlich im 30jährigen Kriege ganz besonders darauf abgesehen, Frankreich wie einen Keil in die colossale spanische deutsche Macht des Hauses Habsburg einzutreiben und dieselbe

zu vernichten. Anfangs nur auf Conspirationen mit den Schweden, auf Wühlereien unter den Reichsständen sich beschränkend, mußte Frankreich im J. 1634 nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen die Maske fallen lassen und trat nun verbündet mit Holland gegen Spanien offensiv auf. Im Frieden zu Münster löste letzteres das Bündniß und schloß gegen Anerkennung seiner Freiheit mit Spanien Frieden. 1647 ernannte Philipp IV. zum Statthalter der von den Franzosen schwer bedrängten Niederlande den Bruder des R. Ferdinand III. Erzherzog Leopold Wilhelm, einen im deutschen Kriege erprobten und geschulten Kriegsmann, der i. J. 1649 sogar gerufen von Condé mit einem Heere Paris bedrohte und 1651 mit dem berühmten Kriegshelden Turenne den Franzosen oder eigentlich den Heeren Mazarin's fast alle früheren Eroberungen abnahm. Im Jahre 1651 nun schickte Kaiser Ferdinand auf „Ansuchen des spanischen Ambassadors 24 Compagnien zu Fuß und 6 Compagnien zu Pferd“ unter dem Kommando des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden auf den Niederländischen Kriegsschauplatz. Bei ihnen war unser Möhner Feldkaplan. Möhner ist so recht das Prototyp eines deutschen Mönches seiner Zeit: Gelehrt und fein gebildet, so daß das Kloster St. Ulrich von ihm mehr als 10 Handschriften, die er mit eigener Hand mit kunstvollen Wappen und Zeichnungen zierte, bewahren kann (ein Sammler von bienenartigem Fleiße, der getreueste und subtilste Chronist seiner Vaterstadt und seines Klosters, von wahrhaft anmuthender Jovialität, stets ruhigen und heiteren Gemüthes). Gezwungen durch die Kriegseignisse durchstreift er 1635 — 39 und wieder 1646—51 die Donauklöster Oesterreichs und freiwillig ergreift er nochmals 1651 den Wanderstab, um den Kriegszug in die Niederlande mitzumachen. Die Erfahrungen aller dieser Wanderungen und Kreuz- und Querfahrten hat er in einem 330 Blätter starken „Itinerarium“ niedergelegt, welches der oben genannte Gelehrte in dem 35. Jahresberichte des historischen Kreis-Vereins für Schwaben und Neuburg für das Jahr 1869 und 1870 theilt in Auszuge, theils vollständig, und es gilt letzteres von der Niederländischen Fahrt, zum Abdrucke bringt. Für uns bietet der erste Abschnitt der letzteren ein um so größeres Interesse, als ein Theil des Kriegsvolkes den Weg durch das westliche Böh-

men einschlug. Wir können es uns nicht versagen, die Aufzeichnungen des Ordensmannes wenigstens theilweise hier wiederzugeben. Am 11. Juni übertreten die Reisenden bei Schwarzbach die böhmische Grenze: „Ein kleiner schwarzer Bach scheidet Oesterreich von Böhaimb, also daß man Oesterreichischer Seiten noch ganz gut teutsch, über den Bach aber nit anderst als böhmisch reden hört.“... In der Nacht kam der Troß in ein ruinirtes Städtlein, „welches weder Mauern noch Tore, auch kaum 9 Häuser aufrecht siehend gehabt“, Leuteritz. ¹⁾ Am 12. ritten sie früh zeitlich durch die „schöne Bestung“ Budweis, von da in das Dorf Wildstein, allwo sie von dem Edelmann auf seinem „halb abgebrannten“ Schlosse gar fein traktirt wurden, und von hier nach Wodnian, wo die zweite Nachtherberge aufgeschlagen wurde. In Strakonitz erfuhren sie den nächsten Tag, daß ein Regiment Leopolds in Eger gemeutert hätte, worauf der Fürst „mit aigner Hand 4 Radelshführer aus der Compagnia bei den Haren gezogen“ und aufhenten ließ. Als sie sich am nächsten Tage reisefertig machten, um gegen Nepum ²⁾ zu reiten, bemerkt Lieutn. Gebenhäusen, „daß sein Jung ihm etliche Sachen abgezwaht und sich heimlich davongemacht habe.“ Der Unfall scheint aber auf die Gesellschaft gerade keine schlechten Eindruck gemacht zu haben, denn Möhner macht hiezu die bissige Bemerkung: „Er war übel zuefrieben, wir aber lachten nur seiner, daß er einem Böhmischen Jungen seine Sachen anvertraute.“

Bei Angabe der Route von Horazdowitz (Drasewicz nennt er es) ist unserm Möhner ein großer Irrthum unterlaufen, indem er den Zug vor dem Kloster Kladrub und dem Schlosse Grünberg vorbei nach Nepomuk gelangen läßt. Hier fanden sie einen Bedienten wegen eines um 10 fl. willen an seinem Vetter begangenen Raubmordes auf's Rad geflochten. „Zu Mittag“ erzählt das Itinerarium weiter, „haben wir einen Lieutenant und sein Frauen zu Gast geladen, welcher an diesem Ort die Schweine gehütet. Dieser guette Gefell ware abgedankt, wuste kein Handwerkh und hatte kein Gelt, mueste sich also dergstalt hindringen. Sein Tochter, ein feines Mensch, mußte unter diesen weilen bei den Schweinen verbleiben. Auf die Nacht kamen wir in den Markt Postawitz, fanden allda ettlich Tragoner von

¹⁾ Ledentz im Budw. Kreise. ²⁾ Nepomuk.

Glattau, welche unser adeligen Aufwartersdiener, so vor etlichen Jahren von ihnen in die Schlesier ausgerissen gehabt, angepackt haben — worauf sein Herr ihn mit fl. 15 loslöste. Es würde die Nacht unser Bagage sowohl wegen der Bauern, welche nach Böhmischer Art gern aufräumen, als wegen der Dragoner nicht sicher gestanden, sofern nit Oberstl. von Demutstein und Oberst von Liechtenstein zur Glattau zur uns gekommen wäre und diese Nacht mit uns lustig gewesen wäre.“ — Kann es eine bessere Beleuchtung der traurigen Zustände unseres Heimatslandes nach dem fürchterlichen dreißigjährigen Kriege, ein besseres Bild des rechts- und gesetzeslosen Zustandes geben, als die so flüchtig hingeworfenen, so naiven Streiflichter unseres Reisenden? — Und nun zum Schluß noch ein lustiges Stücklein, das Weidinger und neuere Anekdotenkriemer von den berühmten Städten Tripstrill oder Schilda zu erzählen pflegen. In Festo St. Viti am 15. Juni kamen die Reisenden in das „kleine, saubere“ Städtlein Wies. „Die ganze Gemeinde haben wir in Frölichkeit gefunden, den ein Niederlicher Gaukler und Därschenspieler hatte einen kleinen Hundt bei sich,“ dessen Bissen er sehen ließ. Die Leuth befanden sich gegen erlegten Geld heuffig auf dem Rathaus. Der Herr Primas ladete auch uns aus grossen Ehren dazu, wir aber, als welche grössere Lust zum Mittagessen, als dieser Narretei abzuwarten gehabt, schickten ein Paggaien, welcher, weil er die Liverei stark mit Silber verbremt gehabt, neben dem Primas in ein Sessel gesetzt und hochgehrt worden.“ — Wohl etwas derb, aber drollig! — Von da gings unbehindert weiter über Karlstein, neben Schloß Teubel vorbei, über Sandau am 17. Juli nach Eger, wo sie beim General Jean de Wörth, „welcher sich daselbst des Sauerbrunn bediente“ — speiseten, und von da an den wilden „wegen der dahin verbannten Teufflen ungeheuren“ Bichtelberg.

Die hier angeführten, zu uns in besonderer Beziehung stehenden Stichproben genügen, um die humoristische und witzige, dabei aber zugleich gewissenhafte Darstellungsweise des Ordensmannes erkennen zu lassen; wir haben sie mit lebhaftem Interesse gelesen. Die an Notizen über die Kriegsführung, über hervorragende Personen und niederländische Städte und Kirchen reiche Beschreibung endet mit dem 8. Januar 1652, an welchem Tage Möhner nach Augsburg in sein Kloster zurückkehrte, von wo aus

er am 27. September 1672 die größte Reise in die Ewigkeit antrat. R. N.

Lexikographie.

Heinrich Veit: Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Breslau, Otto Korn.

Es ist eine dankeswerthe Arbeit, die an eigenthümlichen Ausdrücken sehr reiche deutsche Bergmannssprache in ein umfangreiches Lexikon gebracht zu haben. Der Bergmann wie der Wortforscher wird viel Interessantes in dem Buche finden, da der Verfasser mit großer Sorgfalt viele alte und neue Quellen benutzte und ein ansehnliches Quellenverzeichnis seiner lexikographischen Arbeit voransetzt. Dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor das alte und wohl erste deutsche Bergbuch: Der Ursprung gemeinnner Bergrecht, wie die lange Zeit von den alten erhalten worden u. s. f. auf dem letzten Blatt: durch Johann Kaselberger auß der Reichenaw in druck verordnet. Incun: ohne Jahrzahl und Druckort als Quelle benutzt hätte, da darin nicht weniger als circa 100 Bergwörter erklärt werden, dieses demnach der erste Prodrom der Arbeit eines Bergwörterbuches ist. Ebenso vermiffen wir Lazarus Erckers Beschreibung allerfirmenist Erzt- und Bergwerk Prag 1574, und wollen diese und noch einige andere Quellen, welche namhaft zu machen wären, dem verdienstvollen Verfasser für später zur Berücksichtigung empfehlen. Gleichzeitig machen wir auch darauf aufmerksam, daß nicht Johann, wie der Autor irrthümlich pag. XIX. angibt, sondern Mathes Enderlein von Zwönitz, f. B. Bergmeister in Joachimsthal, die Wenzeslaiser Bergordnung verdeutsch hat. E.

Bibliographie.

A.

- Berg, Wilh.,** Gedichte. 16. (V, 117 S.) Prag, Hunger.
- Bronn, Wilh.,** Kalobiotik, oder die Kunst schön zu leben. Wissenschaftlich aufgefaßt. 2. unv. Aufl. 16. (XVI, 195 S.) Prag, Silber & Schenk.
- Girgl, Therese,** Haushaltungskunde. Ein Lehr- und Lesebuch f. Schule u. Haus. 2. Hft. gr. 8. (S. 111—216) Prag, Dominicus im Comm.
- Hackenberger, C. M.,** Lehrbuch der Haushaltungskunde. Ein Handbuch f. alle Fami-

- lien, besond. aber f. Lehrer, Lehrerinnen u. höh. Mädchenschulen. gr. 8. (XIII, 144 S. m. 6 Holzschnitaf. u. e. Steintaf.) Teplitz, Prag, Dominicus.
- Hallwich**, Dr. Herm., Reichenberg u. Umgebung. Eine Ortsgeschichte m. specieller Rücksicht auf gewerbl. Entwickl. 1. Halbbd. gr. 8. (256 S.) Reichenberg, Jannasch.
- Mach**, E., Zur Theorie des Gehörorgans. 2. unv. Abdr. (Aus „Sitzungsber. D. k. Akad. d. Wiss.“) Lex. 8. (23 S.) Prag, Calve.
- Ott**, Karl E. v., Vorträge über Baumechanik. Gehalten im deutschen Polytechnikum in Prag. 2. Thl. 1. Lief. enth. die Normal-, Schub- u. Biegungs-Elasticität sammt deren Anwendung. gr. 8. (178 S. m. eingedr. Holzschnitten.) Prag, Dominicus.
- Taschen-Ausgabe** der Gesetze für das Königreich Böhmen.
- — Nr. 50. Gef. v. 25. Juli 1871 betr. die Einführung einer neuen Notariats-Ordnung. Commentirt von einem praktischen Juristen und mit einem alphabetischen, nach Schlagwörtern abgefaßten Materien-Register versehen. Gesetz v. 25. Juli 1871 betr. das Erforderniß der notariellen Errichtung einiger Rechtsgeschäfte. Prag, 1871. Heinr. Merchy.
- — Nr. 51. Die Gesetze über die Einführung eines Allgemeinen Grundbuchs-Gesetzes und das Verfahren bei Anlegung, Ergänzung, Wiederherstellung oder Änderung von Grund- oder Bergbüchern vom 25. Juli 1871. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem alphabetischen, nach Schlagwörtern abgefaßten Materien-Register. Prag, 1871. Heinr. Merchy.
- — Nr. 52. Gesetz in Betreff der Regelung der polizeilichen Abschaffung und des Schubwesens vom 27. Juli 1871. Gesetz über Beschränkung der außerordentlichen Berufung und Beschwerde gegen gerichtliche Entscheidungen in Strassachen und über Regelung der gerichtlichen Competenz bei Behandlungen der Strafaufschubs- und Gnadengesuche vom 23. Juli 1871. Gesetz über die Einrichtung und den Wirkungskreis der Bergbehörden vom 21. Juli 1871. Finanzgesetz für das Jahr 1871 v. 14. Juli 1871. Prag, 1871. Heinr. Merchy.
- — Nr. 53. Gesetz v. 7. Juli 1871 betr. die Erprobung und periodische Untersuchung der Dampfkessel sammt Verordn. vom 12. Oct. 1871 betr. die Sicherheitsvorkehrungen gegen Dampfkessel-Explosionen sammt den Bestimmungen v. 15. September 1858 über die Prüfung der zur Bedienung oder Ueberwachung einer Dampfmaschine oder eines Dampfkessels zu verwendenden Individuen und zwei Tabellen über die höchste effective Dampfspannung, nebst einigen anderen auf den Schutz der körperlichen Sicherheit bezüglichen Gesetzen über den Betrieb der binnenländischen Dampfschiffahrt, die Erzeugung und den Vertrieb explosirender Stoffe und die Gaserzeugung. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem alphabetischen, nach Schlagwörtern abgefaßten Sachregister. Prag, 1871. Heinr. Merchy.
- — Nr. 54. Die Postverordnungen vom 12., 13., 14. und 15. Oct. 1871 betr. die Einführung v. Postnachnahmekarten, die Änderungen in d. Bestimmungen üb. d. Postnachnahmen, die Fahrpostsendungen und die Postanweisungen. Gesetz üb. d. Erwerb- u. Einkommensteuer von an best. Standorte gebund. Erwerbsunternehmungen v. 27. Juli 1871. Erlaß d. Fin.-M. betr. d. Verfahren bei d. Zuckeransuhr geg. Steuer-Rückvergütung v. 9. Aug. 1871 Organisationsstatut f. d. Wien. Weltausstellung im J. 1873. Regulativ f. d. Versendung von Giftstoffen auf Eisenbahnen v. 26. Aug. 1871. Prag, 1871. Heinr. Merchy.
- Wedewer** Herm., Die Erziehung vom katholisch-christlichen Standpunkte betrachtet nebst Vorschlägen zur Umbildg. u. Erwtterg. der Selecten-Schule zu Frankfurt a. M. 2. Ausg. gr. 8. 44 S. Prag, Tempelky.

C.

Fontane Th., Der deutsche Krieg von 1866. Mit Illustr. v. Ludw. Burger. 2 Bde. 2. Aufl. gr. 8. Berlin, v. Decker. (Inhalt: 1. Der Feldzug in Böhmen u. Mähren. Mit 13 groß. Port., 11 groß. Gefechtsbildern auf 24 Holzschnitt-Tafeln, 234 in den Text gedruckten Abbildungen und 39 Plänen in Holzschnitten. XII. 735 S. — . . .)

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landeschulinspektor.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 15. Dezember 1872.

II. & III.

G e s c h i c h t e.

Die Kirchengeschichte Böhmens von Anton Frind. 3. Band. III. Zeitraum: Der Verfall der Kirche Böhmens. 1. Abtheilung; Die Husitenzeit. Prag 1872. Verlag v. F. Tempshy.

I.

Von der nun seit fast zehn Jahren begonnenen Kirchengeschichte Böhmens legt uns der Herr Verfasser Anton Frind, welcher inzwischen Canonicus des Prager Metropolitan-Capitels wurde, hiemit den dritten Band vor, der sich seinen beiden Vorgängern an Werth und Gediegenheit nicht bloß anschließt, sondern sie sogar übertrifft, indem jetzt dem Verfasser bedeutend mehr Quellen zu Gebote standen, die er auch fleißig benützte und von denen er „redlich Gebrauch machte.“

Die in diesen Blättern im Jahre 1866 über die zwei ersten Bände der Kirchengeschichte erschienene Beurtheilung des Werkes schloß mit dem Wunsche, der Verfasser möge Muth und Ausdauer für die Fortsetzung sich bewahren, die uns in die wichtigste, aber auch schwierigste Periode unserer vaterländischen Kirche einführt.

Diesen Muth und diese Ausdauer hat Frind sich bewahrt, und so entrollt er uns das Bild der Kirche in den Husitenzeiten, ein Gemälde, reich an innerem, wechselvollen Leben und lehrreich für die Jetztzeit und für das Verhältniß des böhmischen Clerus zur nationalen Bewegung unserer Tage, wenn er sich die Lehren der Geschichte überhaupt zu Herzen nehmen will.

In der Einleitung des 3. Bandes zeigt der Verfasser, wie die Glanzperiode des böhmischen Clerus mit Karls IV. Zeiten sinken mußte, und gibt in kurzem die Gründe dieses Sinkens an. Zum großen Theil war der Clerus selbst schuld, da ihm allmählich sein eigentlicher Beruf abhanden gekommen war und eine Menge Sine-

kuren, das besonders in den Klöstern herrschende Wohlleben, die Eifersucht zwischen Säkular- und Regulargeistlichen und endlich die Unterordnung unter bloß einen Bischof das Ansehen desselben schwächen mußte. In der That waren auch alle Stände gegen den Clerus eingenommen: Der Adel, weil er durch das Übergewicht der Geistlichkeit selbst den alten Feudalstaat bedroht glaubte und mit Neid und Mißgunst auf die reichen Dotationen der Priester blickte; die Städte, weil der Clerus der Entwicklung der Freiheiten im Wege stand und durch sein übermüthiges Leben Skandal erregte; endlich der Bauernstand, weil der Groll gegen die im Überflusse lebende Geistlichkeit gegenüber der eignen Noth stets im Wachsen war. Dazu gesellte sich auch eine nationale Gährung, ferner die Neugestaltung der Stellung des Papstes in der christlichen Welt, das traurige Schisma, der Beginn der Wycliff'schen neuen Lehre und endlich der schlimme Privatcharakter des Königs Wenzel.

Im 2. Kapitel schildert der Verfasser die kirchlichen Oberhirten des Landes und ihre Administration in der Zeit von 1379 bis 1431 (Seite 14—67) Erzbischof Johann v. Jenstein (1379—1400) war ursprünglich ein Lebemann, bis die im Jahre 1380 wüthende Pest, die auch ihn an den Rand des Grabes brachte, seine gänzliche Sinnsänderung bewirkte, so daß aus dem leichtfertigen Weltmenschen ein strenger Asket ward. Daß er namentlich bei der Starrheit und Schroffheit, womit er dem Könige Wenzel gegenüber trat, bald viel zu leiden hatte, ist begreiflich, und daß er auch beim Clerus, von dem er ein strenges, bußfertiges Leben forderte, eben nicht beliebt war, liegt auf der Hand. Namentlich gerieth er mit dem Könige in Konflikt, weil er sorgfältig über seine eigenen Rechte wachte und den Willkürlichkeiten des Herrschers entgegen trat.

Am härtesten trafen der König und der Erzbischof bei dem Tode des Abtes Kacel in Kladráu zusammen. Wenzel wollte Kladráu zum Bisthum erheben und daher die Wahl eines Abtes verhindern. Allein kaum war Kacel gestorben, so schritten die Conventualen zur Wahl des neuen Abtes Olenus, der vom Generalvikar Johann von Nepomuk confirmirt wurde. Vor der Wuth des Königs flüchtete Jenstein nach Raudniß, lehrte aber über die Drohungen Wenzels nach Prag zurück. Hier wurden seine Begleiter gefangen genommen und der Generalvikar Johann v. Nepomuk, nachdem er mit mehren andern der Folter unterzogen wurde und standhaft geblieben war, in die Moldau geworfen (20. März 1395). Die ausführliche Darstellung der Ursachen des Mordes des hl. Johann v. Nepomuk bietet nichts wesentlich Neues dar, und es wird die Ansicht aufrecht erhalten, daß der König noch einen besondern Groll gegen den Märtyrer gehabt habe, weil er das Beichtgeheimniß der Königin nicht verrathen wollte.

Was den Erzbischof Jenstein selbst betrifft, so fallen in seine Zeiten bereits die Anfänge jener Lehren, die zur Stiftung pietistischer Sonderkirchen Veranlassung gaben; die Prediger Conrad Waldhauser, Johann v. Milic, Johann Stěkna, Wenzel Rohle, besonders aber Matthias v. Janow, der die Heiligenbilder verbrannt wissen wollte und alle Reliquienverehrung für unnütz erklärte, und mehre Andere tauchten unter ihm auf, und obgleich Jenstein die Reinheit des Glaubens in seiner Diocese zu bewahren wußte, so waren es doch bereits die Vorboten künftiger Ereignisse, die hier ihre Schatten warfen. Jenstein resignirte 1396 auf sein Metropolitanamt zu Gunsten seines Neffen Wolfram von Škworez.

Dieser wußte sich besser als sein Vorgänger in die Launen des Königs zu schicken, wird aber trotzdem als tüchtig in seinem Amte geschildert, das er bis zu seinem 1402 (1. Mai) erfolgten Tode inne hatte.

Ihm folgte nach kurzer Sedisvakanz Nicolaus Puchnik, der mit Johann v. Nepomuk gefoltert worden war, aber in seinem Schmerz alles gelobte, was der König forderte. Noch bevor er aber die päpstliche Confirmation erhalten hatte, starb er 19. Dezember 1402 und nun wählte das Metropolitanamt den Jbinko Zajic von Hasenburg (September 1403), der „noch jung an Jahren, aber

nach dem Vorbilde Christi gebildet, alt und ehrwürdig durch Untadelhaftigkeit seiner Sitten“ war, wie ein Zeitgenosse berichtet. Obgleich er aber mannigfache Kenntnisse besaß, so war doch die Theologie seine starke Seite eben nicht und er wird nicht mit Unrecht von der gleichzeitigen Univeritätschronik als „in doctrina sacra nullus“ bezeichnet. Er bestellte den Johann Hus als Sittenprediger und bemühte sich, eingeriffene Mißbräuche in der Kirche abzustellen.

Damals war gerade das päpstliche Schisma und Jbinko entschloß sich nach langem Zögern zur Obedienz des zu Pisa neu gewählten Papstes Alexander V. überzutreten. Unter ihm brach die hussitische Bewegung aus, die er anfänglich nicht richtig auffaßte, weil ihm eben theologische Kenntnisse mangelten; doch als er die häretische Richtung dieser Bewegung erkannt hatte, trat er der Aktion mit aller Kraft entgegen. Sie war jedoch stärker als er; von allen Seiten bedrängt, suchte er Hilfe beim ungarischen Könige Sigmund, starb aber 28. September 1411 in Preßburg.

Ihm folgte auf den erzbischöflichen Stuhl der bisherige Leibarzt des Königs Albik, der jedoch den Stürmen der damaligen Zeit nicht gewachsen war, die Würde bald niederlegte und sich mit der Wyšehradter Probstei zufriedensetzte. An seine Stelle trat durch Pfriendentausch der bisherige Bischof von Olmütz Konrad v. Běchta, „mehr Weltmann als Geistlicher und daher am allerwenigsten geeignet, in einer so schwierigen Zeit das geistliche Oberhirtenamt des Landes zu übernehmen.“

Obgleich schon 1412 gewählt, verzögerte sich doch seine Confirmation, so daß er erst am 17. Juli 1413 zu Prag inthronisirt wurde, nachdem durch die Verbannung des Hus das Interdikt über diese Stadt aufgehoben worden war. Er gab „wahrscheinlich aus Unkenntniß der Theologie und Furcht vor dem Könige zugleich,“ wie Frind meint, die mündliche Erklärung ab, daß er in den Reden und Vorträgen des Johann Hus niemals etwas Ketzerisches gefunden habe. Sein Ansehen als Erzbischof galt übrigens nicht mehr viel, da von dem neuen böhmischen Herrenbunde, der sich am 5. September 1415 constituirt hatte, die Auctorität der nun schon völlig hussitisch gewordenen Universtität als die einzig maßgebende in Glaubenssachen erklärt worden war.

Während er anfänglich noch für den ursprüng-

stehen Glauben eintrat, wandte er sich nach der Schlacht am Žižkaberge den Hussiten zu und ward ein Werkzeug der „Prager.“ Das glaubenstreue Kapitel jagte sich von ihm los, bestellte einen Administrator und bewirkte seine Exkommunikation (2. Jänner 1426). Er selbst zog sich, fast von Niemanden mehr beachtet, nach Kladrubitz zurück, wo er am 24. Dezember 1431 starb.

II.

Der 3. Abschnitt umfaßt die Geschichte von Johannes Hus und der kirchlichen Bewegung während seiner Zeit.

Bis 1398 war Hus noch vollkommen korrekt in seinen Lehren, bis bekanntlich die Wycliff'schen Lehren nach Prag kamen, denen er sich anschloß. Zu der neuen Bewegung, die dadurch hervorgerufen ward, gesellte sich bald eine zweite — die nationale. „Wer war“ — sagt Frind — „geeigneter, der geistige Führer derselben zu sein, als eben der vielgepriesene Wiedererwecker der nationalen Sprache und Literatur? Hinter wem ließen sich leichter auch unedle Zwecke verbergen, als hinter dem über allen Verdacht erhabenen Reformator und Patrioten? Darum stand denn auch hinter Johannes Hus der nationale Adel, der mit einem Auge nach den reichen Kirchengütern schielte, die seine Ahnen einst aufgehäuft hatten, und mit dem andern nach dem immer mächtiger werdenden deutschen Bürgerthume, das aller Gewalt der Großen für immer ein Ende zu machen drohte. Es stand hinter ihm das lange Zeit zurückgesetzte Slaventhum in Prag und auf dem Lande, das sich nach Wiedergewinnung der verlorenen Herrschaft sehnte. Es stellten sich aber auch Männer hinter ihn, die noch ganz anderes im Sinne trugen als Kirchenreform und nationalen Ruhm — wir meinen die Widersacher Sigismunds und des Königthums.“

Die nationale Bewegung zeigte sich am deutlichsten in der Universitätsfrage, wo Hus mit den Böhmen seine größten Triumphe gegen die Deutschen feierte — freilich sehr zum Nachtheile der Hochschule für alle folgenden Zeiten. — Bald darauf wurde er als Keger erklärt, in den Bann gethan und die Stadt Prag mit dem Interdikt belegt. Was weiter folgte, ist bekannt genug. Hus ging am 11. Oct. 1414 nach Kofnitz, woselbst der über ihn verhängte Kirchenbann zeitweilig suspen-

dirt wurde. Allein schon im Novbr. wurde er gefangen gesetzt, nach langen Verhandlungen ihm am 5. Juni 1415 das erstemal vergönnt, sich vor dem ganzen Concile zu vertheidigen. Am 7. und 8. desselben Monats fanden die zwei letzten Verhöre statt, worauf am 6. Juli der Urtheilspruch erfolgte, der ihn als Irrellehrer seiner Priesterwürde entsetzte und ihn dem weltlichen Arme übergab, durch den er den Verbrennungstod erlitt. Hieronymus, Husens Freund, folgte ihm 30. Mai 1416 im Tode nach.

In Böhmen bildete sich nun der „Herrenbund,“ dessen Aufgabe war, „die Freiheit des Predigens zu schützen, ungerechten Bannsprüchen sich zu widersetzen, der bischöflichen Gewalt nur dann zu folgen, wenn sie im Sinne der hlg. Schrift gehandhabt werde, sonst aber in Angelegenheiten des Glaubens sich an die Prager Universität zu halten.“ Darneben entstand allerdings ein katholischer Bund, und es fanden auch Reunionsversuche statt, allein von einer Versöhnung der Parteien konnte natürlich nicht mehr die Rede sein. Wenn auch in Prag das Restitutionswerk mehr Erfolg zu haben schien, so war es im Lande selbst doch schlimmer um die Sache des Katholicismus bestellt. Die vertriebenen utraquistischen Pfarrer versammelten ihre Gemeinden auf nahen Bergen, denen sie meist biblische Namen ertheilten, und bildeten bald einen Bauernbund, der demnächst höchst gefährlich werden sollte.

Bekanntlich erfolgte am 30. Juli 1419 jene Katastrophe, welche den Hussitenkrieg unmittelbar einleitete.

Die Zeiten dieses Hussitenkrieges bilden die 4. Abtheilung des Frind'schen Buches. Die Schilderungen sind dem Zwecke des ganzen Werkes angemessen, da sie sich eben nur auf jene Dinge beschränken, die in einer Kirchengeschichte verwendbar sind. Am wichtigsten sind die Verhandlungen am Concile in Basel, in Folge deren die Compactaten entstanden, welche den endlichen Zielpunkt für Vereinigung der Parteien bildeten. Kaiser Sigismund, dem es nur darum zu thun war, so bald als möglich von der Krone Böhmens Besitz ergreifen zu können, versammelte in Brünn am 2. Juli 1435 einen Congress, auf welchem die Legaten des Concils mit zehn Personen des Herrn-, zehn des Ritterstandes, acht Prager Bürgern, je einem Abgeordneten der königlichen Städte und fünf utraquistischen Priestern zusammen traten.

Es gab dabei noch allerdings viele schwebende Punkte, die aber von Sigismund mit dem Versprechen erledigt wurden, er werde die Forderungen, die besonders von Seite der Utraquisten gestellt wurden, beim Concil erwirken, sie möchten nur einstweilen nachgeben. Das geschah auch im Vertrauen auf das kaiserliche Wort und sie nahmen die Compactaten an. Andererseits waren jedoch die Abgesandten des Concils bemüht, den Kaiser zur Rücknahme seines schriftlichen Vertrags mit den Böhmen zu bestimmen, und erlangten in der That 8. Jänner 1436 in Stuhlweissenburg insgeheim und ohne Vorwissen der Böhmen das mündliche kaiserliche Versprechen, daß er sich in Sachen des Glaubens und der Kirche nicht einmischen werde. Erst dann vertrauten die Abgesandten des Concils wieder und es wurde der förmliche Friede in Jglau abgeschlossen. Jubellieder und Glockengeläute verkündeten ihn in der Nähe und Ferne, der Kaiser selbst weinte vor Freude. Aber es war ein Friede auf Täuschung gebaut. Ueber kurz oder lang mußte es da doch wieder zu Streit und Zwiespalt kommen.

Hiermit schließt die in diesem Bande bearbeitete Kirchengeschichte; denn was jetzt folgt, zeigt das äußerst interessante, in dem allgemeinen Rahmen eingeschlossene Detail und gibt ein Bild von dem trostlosen Verfall der kirchlichen Institute des Landes.

Es gab fast nach den Hussitenkriegen keine geistlichen Güter mehr. „Zuerst“ — sagt Frind — „hatten die utraquistischen Herren und Stände sich beeilt, nicht nur die kirchlichen Bauwerke der Vorzeit gründlich zu verwüsten, sondern auch die reichen Schenkungen kirchenfreundlicher Väter wieder an sich zu nehmen, theils aus Mehrung des eigenen Besitzes, theils als Deckung für die Unkosten des Krieges. Dies bestimmte aber auch wieder die katholischen Stände, ihrerseits von geistlichen Gütern zu besetzen, was sie nur vermochten, damit es ihren Gegnern nicht in die Hände falle. Dazu kam auch noch, daß König Sigismund sich bewegen ließ, seinen Getreuen über die bereits besetzten und andere noch zu besetzende Güter förmliche Pfandbriefe auszustellen, lautend auf bestimmte Summen, bald für geleistete Dienste, bald für die bloße treue Bewahrung, bald für baar erfolgte Anleihen, oft auch für alle diese Titel zugleich.“

Später widerrief er zwar diese Verschreibungen und erklärte sie für rechtsunwirksam,

allein er blieb sich auch hier nicht consequent und „so gab es endlich fast gar keine geistlichen Güter mehr. Selbst der geringe Eigenbesitz der Pfarrkirchen war im Eigenthum der Grundherren oder der Gemeinden aufgegangen und die zahlreichen Stiftungsdotationen der bekamten Creationsbücher waren verschollen.“

Nach den Hussitenkriegen wurde übrigens utraquistischerseits bezüglich der geistlichen Güter eine ganz neue Rechtsanschauung geschaffen: Kirchengut sei nämlich königliches Kammergut und siehe im Falle der Noth dem Könige zur Verfügung. „Allerdings“ — meint hierüber Frind — „sprachen die Basler Compactaten das Besitzrecht der Kirche vom neuen aus; aber dem betreffenden Artikel wurde wieder von Seite eines Theils der Böhmen die Forderung entgegen gestellt, daß unter der besitzenden Kirche immer nur die Gesamtheit der Gläubigen, nicht aber die Geistlichkeit zu verstehen sei. Diese Forderung wurde allerdings vom Concile niemals gewährt, aber auch von den Utraquisten nicht aufgegeben. Da war es am Ende noch ein Vortheil, daß man utraquistischerseits das Kirchengut wenigstens noch als mittelbares königliches Gut gelten ließ. So war es doch — wenn es ja wieder zu Stande kam — gegen die Willkür des Adels und der Gemeinden gesichert.“

Auf den nun folgenden Seiten des Buches (von 162 bis 321) gibt nun der Verfasser eine detaillirte Spezialgeschichte des Erzbisthums, der Bisthümer, Capitel und geistlichen Orden; er bespricht den Verfall der Prager Universität und beleuchtet auch die Verhältnisse jener Bisthümer, die, außerhalb Böhmens liegend, Diocesantheile während des Hussitenkrieges in Deutschland hatten. Dieser Abschnitt zeigt von besonderem Fleiße in Benützung aller Quellen und Hilfsmittel und verbreitet ein klares Licht über die sonst so dunkeln und verwirrten Kirchenverhältnisse Böhmens während der traurigen Kriegszeit. Die Zusammenstellung — wenn sie auch dem großen Publicum etwas ferner liegt — ist eine sehr schöne und übersichtliche; es dürfte nach dieser trefflichen Arbeit kaum mehr Neues für diese Periode geboten werden können.

Und so hoffen wir denn, daß auch die nachfolgenden Perioden der Kirchengeschichte Böhmens, die uns der gelehrte Herr Verfasser in nahe Aussicht stellt, mit derselben historischen Treue, mit demselben feinen Verständnisse für alles Wesentliche und Unwesentliche und mit

demselben Fleiße in Benützung des vorhandenen reichen Materiales bald vor uns liegen werden, wie der eben besprochene Zeitraum.

Die dem Buche angereichten urkundlichen Beilagen, so wie die Copie der ältesten gedruckten Karte Böhmens von Nicolaus Claudianus in Jungbunzlau aus 1518, die im verkleinerten Maßstabe von Frind herausgegeben ist und den Süden oben, den Norden unten, links Osten und rechts Westen gezeichnet zeigt — bilden eine werthvolle Bereicherung des Buches. Druck und Papier aus dem rühmlich bekannten Verlage F. Tempsky's lassen nichts zu wünschen übrig.

Kw.

Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, canonistisch, publicistisch beleuchtet von Dr. Joh. Fr. v. Schulte. Berlin 1872. C. G. Lüderig'sche Verlagsbuchhandlung.

„Deutsche Zeit- und Streitfragen“ ist der Titel von Flugschriften, deren Herausgabe vor Kurzem von Fr. v. Holzendorff und W. Dafen begründet wurde, zwei Männern, deren Namen einen bekannten und berühmten Klang in der Welt der deutschen Wissenschaft haben. Die Kenntniß der Gegenwart ist das Motiv und Motto dieses Unternehmens. Die Gegenwart fordert von den Staatswissenschaften und der Darstellung der Zeitgeschichte, „daß sie, eine Annäherung an die Volksmassen suchend, zu einem gründlichen Verständniß der Gegenwart und zur tieferen Bildung eines gesunden politischen Urtheils mehr beitragen, als bisher gesehen ist.“ Darum werden also die „Deutschen Zeit- und Streitfragen die Schule und das Unterrichtswesen, die großen Angelegenheiten der Gegenwart, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der inneren und auswärtigen Politik zum Gegenstande ihrer Betrachtungen wählen.“ — Die bedeutendsten Schriftsteller haben der Sammlung dieser Besprechungen von Problemen der Gegenwart ihre Unterstützung zugesagt. Auch aus heimischem Kreise werden Männer genannt, wie Brunner, Merkel, v. Schulte, die an der Lösung der Aufgaben dieses Unternehmens, das gewiß das allgemeine Interesse beansprucht, Theil haben. So bringt schon das 5. Heft dieser Flugschriften eine eingehende, interessante Abhandlung von Joh. Fr. v. Schulte: „Die neueren katholischen Orden“ zc. Die Ab-

handlung verfolgt den Zweck, den Gegensatz der alten Orden zu den neueren zu erörtern, um die volle Bedeutung der katholischen Orden und Congregationen für die Gegenwart, für Staat und Gesellschaft kennen zu lernen. Zu diesem Behufe schiebt Schulte eine historische Betrachtung über das gesammte Ordensleben in der katholischen Kirche voraus. Wir erfahren demgemäß, daß erst im 8. Jahrhunderte, erst durch das Auftreten von Männern wie Bonifacius, dann um 850 durch die Pseudoisidorischen Decretalien der Grund zum vollen, allseitigen Primat des Papstes gelegt wurde. Eine neue Hauptstütze für die Macht der Päpste wurde das Mönchswesen, besonders seitdem dasselbe durch die Clugny'sche Reformation (910) zu hohem Ansehen gelangt war. Die Klöster wurden von der Bischofsgewalt eximirt, unmittelbar unter den Papst gestellt und mehrere Klöster in einen Verband gezogen. (Congregationen—Orden). Die Mönchsorden wurden also die Vorkämpfer für die Päpste gegen Bischöfe und weltliche Herrscher und von unendlichem Einflusse auf die niederen Volksklassen. Ohne die Clugny'sche Reformation, ohne die Klöster wäre kein Gregor VII. möglich gewesen. — Diese Idee, dem Papstthum einen festen Stützpunkt in den Orden zu geben, begründete die 1540 von Papst Paul III. bestätigte Gesellschaft Jesu, deren Organisation darum eine völlig verschiedene von der der früheren Orden und Congregationen ist. Es sollte eine militärisch organisirte Schaar sein, um gegen die Reformation thatkräftig und erfolgreich anzukämpfen und die Autorität des Papstes zur Anerkennung zu bringen. Gehorsam und nur Gehorsam ist ihr Hauptprinzip. Dr. Schulte bespricht den Jesuitenorden etwas länger, weil seine Organisation in der Neuzeit von den übrigen Orden mehr oder weniger copirt worden.

Nach dieser geschichtlichen Reminiscenz geht Schulte zur näheren Darstellung der männlichen und weiblichen Orden als solchen und zu den bloßen Congregationen, die keine solennen Gelübde ablegen, über. Um die Bedeutung derselben allseitig darzuthun, gibt er genaue statistische Ubersichten derselben in Deutschland und das Verhältniß zu der Bevölkerung. Zum speziellen Zweck seiner Abhandlung übergehend führt er in längerem den interessanten Beweis, daß vom Staate nicht anerkannte geistliche Gesellschaften viel freier und mächtiger sind als anerkannte, deren Thätigkeit eine bei weitem

beschränktere wird. „Gegenüber dem Staate erscheinen vom abstracten Standpunkte aus diese geistlichen Gesellschaften entweder als Vereine oder als eine Anzahl von Individuen, welche zusammen wohnen. Ihre Gelübde berühren unmittelbar den Staat so wenig, als ihre Pflichten gegen den Obern, ihre Verfassung u. s. w. Die Orden haben weder als Ganzes Rechtspersönlichkeit, noch wohnt diese dem einzelnen Ordenshause zc. bei. Gerade deshalb sind sie in unserer Zeit viel freier, können mehr wirken und besitzen eine viel größere Macht. Für das reine kirchliche Gebiet kommt zunächst darauf, wie sich das Staatsgesetz zu ihnen stellt, nichts an, weil das Kirchengesetz, ihr Gelübde entscheidet.“ Die Masse sieht im Gelübde des Professens etwas Freies, Höheres und die Nichtanerkennung desselben erscheint ihr nicht selten als ein Unrecht. Die Kirche hat diese Orden errichtet, und erkennt sie der Staat nicht an, so dünkt es der Masse als eine Beschränkung der kirchlichen Freiheit. Die Professens erscheinen also als Opfer, als „lebender Protest“ für die kirchliche Freiheit. „Was es aber heißt, als Märtyrer zu gelten,“ meint Schulte, „bedarf nicht vieler Worte.“ — „Ist der Orden aber anerkannt, so darf er oft, wie z. B. in Oesterreich, ohne staatliche Erlaubniß unbewegliches Gut nicht veräußern oder belasten, kurz es läßt sich Alles controlliren, selbst einziehen.“

Im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der neueren Orden betrachtend, zeigt Schulte dann in eingehender Weise, wie ihnen eine größere innere Aktionsfähigkeit, größere Wirksamkeit zukömmt als den früheren; er bringt die interessanten Momente, die es verursachen, daß die Frauencongregationen heute so großen Aufschwung nehmen, und führt nebst inneren und äußeren Gründen, die den heutigen Orden so zu Statten kommen, noch kirchenpolitische an, die seit Pius VII., der mit der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ vom 7. Aug. 1814 den Jesuitenorden wieder herstellte, bis auf Pius IX. so günstig für das Gedeihen der Orden wirkten.

Zum Schlusse deutet Schulte Prinzipien an, die eine weise Gesetzgebung bezüglich der Orden nicht außer Acht lassen möge; so fordert er z. B., daß der Staat immer in Kenntniß von den Mitgliedern jedes einzelnen Hauses sei und Fremde nur unter Beobachtung polizeilicher Vorschriften aufgenommen werden, daß jedes Individuum seine gesetzliche Freiheit

behalte und Minderjährige nie ohne Zustimmung ihrer Eltern eintreten dürfen. Nie möge ferner der Staat klösterlichen Personen den Unterricht überlassen, die ihre Befähigung nicht nachgewiesen haben, und keinen Unterrichtsplan so wie die Schulbücher außer seiner Controлле lassen. — Diese zeitgemäße Abhandlung Schulte's betrifft gewiß eine der hervorragendsten „Zeit- und Streit-Fragen“ und ist jedem, der über sie Aufschluß begehrt, wohl anzuempfehlen. Das Heft wird voraussichtlich seine weite Verbreitung finden, um so mehr, da es auch außer dem Abonnemente der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ zu sehr billigem Preise einzeln erkauft wird. S. R.

Literaturgeschichte.

Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von Emil Kuh. Pest. Verlag von Gustav Heckenast. MDCCCLXXII.

Vor uns liegt ein Werk, das für uns als Oesterreicher einen doppelten Werth hat, einmal, weil es eine bedeutende Erscheinung auf dem von uns so stiefmütterlich behandelten literatur-historischen Gebiete ist, und zweitens, weil es sich mit zwei Dichtern beschäftigt, die jeder in seiner Art groß zu nennen sind und bei dem Auslande noch größere Geltung haben. Emil Kuh, der bekannte Literat und Herausgeber der Werke Hebbels, dessen persönlicher Freund er war, gibt uns in diesem Werke auf 530 Seiten ein anschauliches Bild Oesterreichs. Es sei uns gestattet auf den Inhalt näher einzugehen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste dem Franz Grillparzer, mit dessen Bildniß, und der Zweite dem Adalbert Stifter, gleichfalls mit dessen Bildniß, gewidmet ist. Wohl waren schon von Emil Kuh in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Jänner und Februar 1871) über Grillparzer und in der Wiener Zeitung (Februar und März 1868) über Stifter Monographien erschienen, aber dieselben konnten natürlich nicht so ausführlich sein als das Buch. Daher hat dieses auch für Jene, die die Aufsätze in den betreffenden Zeitungen lasen, ein neues Interesse.

Betrachten wir den ersten Theil, der unseren größten Dramatiker Grillparzer behandelt. Kuh sucht hier folgende Fragen zu beant-

worten: „Was hat Grillparzer von Wien und Oesterreich empfangen? Was hat er selber mitgebracht? Wie stellt sich sein Lebensgang dar? Von welcher Beschaffenheit ist sein Gemüth, seine Phantasie? Wie baut er sein Drama? Worauf legt er darin Gewicht? Wo ist er stark, wo ist er schwach?“ und kommt hiebei zu folgenden Antworten.

Thun wir einmal einen Blick auf das Leben und Treiben in Wien zur Zeit der ersten Jugend Grillparzers, so finden wir „noch ein nachdunkelndes Bild der Theresianischen und Josephinischen Zeit: engzusammengeschobene Straßen, giebelige Häuser, vielfach in dem düstern Festungsstyl alten Musters aufgeführt, mit gedrückten Thoren und vergitterten Fenstern, hinter denen eine sorglose Fröhlichkeit athmete. An die Sanct Stephans-Kathedrale schmiegeten sich noch die Reste eines Kirchhofs und am Allerseelestage drängte sich um die steinerne Kanzel des Türkenbekämpfers Capristan eine dichte Menge, um den Geistlichen zu hören, der den „armen Seelen“ eine Predigt hielt. In Buden, mitten in der Stadt, spielten die „Kreuzerkomödien“, welche dem von Sonnenfels aus dem Schauspielhause geschickten Hanswurst eine Stätte boten. Im Winter gab es kaiserliche Schlittensfahrten, die auf dem Burgplatz oder auf dem Hof in einem Schlittencottillon ihren Abschluß fanden, und glänzende Redouten, an denen sich später auch die Kaiserin, die zweite Gemahlin Franz I. mit ihrem Hofstaate betheiligte. Augarten, Brigittenau und Prater standen den Sommergenüssen des Wieners zur Verfügung, und die zahlreichen Privatgärten in den Vorstädten schimmerten im Rococoglanze mit Luxuspyramiden und Burkbäumen, mit Fontänen, Meergöttern, Glorietten und griechischen Tempelchen, wie sie der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ liebte. In dem Hause manches wohlhabenden Bürgers war die Zimmereinrichtung, aus der Theresianischen Zeit stammend, noch durchaus unverfehrt vom Werkstein der Josephinischen Mode. Da sah man noch Tapeten mit ungeheueren Kürbissen und indianischen Raben bemalt, verschoffene Gobelins, Schränke aus Holzmosaik, Gardinen von chinesischem Zitz, Bettschirme mit ausgeschnittenen Kupferstichen besetzt, Pagoden über den Kaminen, ausgestopfte Vögel zwischen Statuetten aus Meißner Porzellan und jene schweren Stuccaturdecken, von deren alten Geschnörkel die Kronluster wie drohende

Eiszapfen herabhingen. Demgemäß war die Disciplin in den altersblauen Räumen pünktlich nach Augenblicken geordnet bis in die kleinsten Bruchtheile des häuslichen Tagewerkes. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern hatte den Charakter der Unterwürfigkeit, aber durch dieses abgejirkelte Leben schlängelte sich das Band der Neuerungen, welche der jungen Generation ihre Impulse verliehen. Wo Bildung das Schlagwort hieß, da herrschte noch Denis (Sined), Arzinger, Mastalier, die Schatzen unserer vorausgegangenen Classiker; da war noch die Schwärmerei für Klopstock und Matthisson heimisch, ja sogar noch das Interesse an der asiatischen Banise lebendig; während der leichter wiegende Geschmack einzelner Kreise bei Blumauer seine Labung suchte und die wenigen Erlesenen der Wiener Gesellschaft schon bis zur Verehrung Lessings und der Leiden des jungen Werther vorgebrungen waren.“

„Der Widerspruch des Übergangs aus den Reformen Josephs in die Rücklenkung zu einem gemüthlichen Despotismus schien dem ganzen Wiener Geistesleben aufgedrückt. Die Aufklärung war mit ihrem grellen Strahle unerwartet, durch kein Botenlicht angekündigt, in die bequeme Häuslichkeit der Wiener Sitten hereingebrochen; sie konnte also keine wohlthätigen und vor Allem keine nachhaltigen Wirkungen üben. Joseph war mit seiner Leuchte wieder hinabgestiegen, die eigentlich nur ihn selbst erhellt, sein eigenes Antlitz allein verklärt, die Ubrigen aber mehr geblendet und einen, zwihschen Neugierde und Sehnsucht gemischten Zustand in ihnen erzeugt hatte. So mußte denn ungeachtet der Flugschriften und Predigerlibelle, welche die Genusstadt noch kurz vorher durchschwärmten, der launige Gleichmuth wieder in seinen Herdnstz zurücksinken und den Bestrebungen zusehen, welche auf die Beseitigung des Josephinismus gerichtet waren. Da diese Bestrebungen mit den Schlägen der französischen Revolution zusammenfielen und dieselbe durch „ein politisches Räuschen“ sich auch in Wien bemerkbar machte, so griff die Regierung zu Gewaltmaßregeln, welche in Untersuchungen, Prozessen und Hinrichtungen plastische Gestalt gewannen. Das Angeberwesen gedieh vortreflich, und der bitterböse Graf Saurau sorgte dafür, daß der scharfen Klinge niemals die Handhabe fehle. Den Parteien mangelte völlig das klare Bewußtsein der zu erfüllenden Aufgaben: unter dem Deckmantel der Mauererei, wie unter

dem der Strenggläubigkeit, dort mit dem Verderbniß der Vogen des In- und Auslandes verknüpft, hier mit der Kirche listig verbündet, arbeiteten die geheimen Gesellschaften beider Farben einander entgegen, den Organismus des Staates unterwühlend und zerrüttend. Der Kaiser, dessen ursprüngliche Anlage eine Verschmelzung unbeugsamer Strenge und spielerischer Neigungen darstellte, gefiel sich seit jeher darin, seinen zähen Willen in humoristische Traulichkeit zu kleiden; und da der Wiener in seinem Triebleben darauf eingerichtet ist, ernste Erwägungen zu meiden und am sinnlich Aufwärtigem haften zu bleiben, so nahm ihn die humoristische Traulichkeit des Kaisers gefangen und stellten sich die Symptome des Aengstlichen nicht bei ihm ein. Im Ubrigen schwang er sich mit den „hoffärtigen Guldenwiners“ im Augarten, mit den Schwänken Hasenhuts und ähnlichen Reizmitteln über die Bedenklichkeiten des Tages hinaus.“

„Die Gährung der Josephinischen Epoche freilich war geblieben; sie reichte eben hin, die seiner gearteten Köpfe, die empfindlichen Gemüther unsicher zu machen, zu verwirren, aber die Kräfte spornen und stärken konnte sie nicht. Dieser Bruch im Wiener Leben, mit welchem sich die Meisten leichtlich abfanden, war offenbar durch die Seele des jungen Grillparzers schmerzzerregend gegangen und hatte ihn frühzeitig nachdenklich und besorgt gestimmt. Wem das Sinnen angeboren ist, der wird unter allen Umständen eher umschattet als heiter sein, und wen das Geschick als sinnenden Menschen in das Wiener Leben gepflanzt hat, der wird schon durch den Gegensatz der Situation in ein inneres Mißverhältniß gerathen, dessen Ausgleichung schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Nun gar ein dichterisches Naturell, mit welchem die Beschaulichkeit sich gepaart hat, in das Zwielficht des damaligen Wiens gerückt: was für ein räthselhaftes Gebilde mußte sich da erst entwickeln! Laß die Dinge gehen, wie sie gehen! sprach zu dem heranreifenden Grillparzer der Genius seiner Vaterstadt, wirf, wie jener Schwabe, dein armes Kreuzerli unter die hundert Goldgulden, die unser Herrgott gewonnen hat! Lebe, genieße mit den Anderen und nimm Dir nicht mehr zu Gemüthe, als Dir auf die Finger brennt! Prüfe Deine Kräfte! rief es in ihm selbst, streife die Fessel ab, welche das Jahrhundert lang niedergehaltene und eingeschliffene Volksthum Dir gleichsam vererbt

hat, mach Deinem Geiste Platz in dem Gedränge all der Fröhlichkeit, fache den Josephinischen Funken, der nun zertreten werden soll, miadestens zu Deinem eigenen Vortheil an!“

„In solchem Widerstreit wuchs Grillparzer auf.“ „Er fand keine wurzelgereehte Tradition vor; „sind wir zum Dulden oder zum Widerstande geschaffen,“ frug sich wahrscheinlich Grillparzer. Und so finden wir in seinen Werken jedenfalls die Spuren einer gedrückten Stimmung, dieser Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, und alle Zeugnisse aus der Epoche seiner männlichen Jugend stimmen in der Zeichnung eines schwermüthigen Geistes und eines unfreien Benehmens überein!“

Und so beantwortet Kuhl die Frage über den Antheil Oesterreichs dahin, daß Grillparzer dem Josephinismus die Zuversicht in den guten Willen, die Freimüthigkeit in Sachen des Glaubens und der Kirche verdankt. Nirgendstwo „christelt ein Vers“, wie Kuhl sagt und er ersetzt die Religiosität durch eine fast orientalische Spruchweisheit. Auch die Hinneigung zu Voltaire und seiner „schelmischen Philosophie“ hat er von Joseph. Aus dem franzisceischen Oesterreich hat er die Vertuglichkeit der Gegensätze, worin leider die Gegenwehr zur Ruhe gebracht ist, überkommen. Seinem Stamm ist er in der Schmiegsamkeit des Naturells verschuldet, in der Leichtigkeit des Aufnehmens und Vermittelns der Eindrücke; aber auch in einer gewissen Schlassheit. Daher kommt es auch, daß Grillparzer — nach Kuhl's Ansicht — kein Tragiker, sondern ein musikalischer Dichter ist; das erklärt er dahin, daß sich die Poesie Grillparzers, wie die Musik Mozarts, Schuberts, Beethovens, nicht darum kümmert, was um sie vorgeht. Wie weit das zu gelten hat, darüber ließe sich wohl streiten. Trotz aller Anknüpfungspunkte war aber Grillparzer keineswegs mit dem Leben einverstanden, was schon sein Ausdruck „Capua der Geister“ beweist.

Was Grillparzers Lebensgang anbelangt, so kann man sich kein stilleres und ereignisloseres denken. Ohne bedeutende äußere Vorfälle, nur getrübt durch das schreckliche Unglück in seiner Familie, rauscht sein Lebensbach dahin, süß und angenehm, wie seine Trochäen. Aus Zufällen nur entstehen Unannehmlichkeiten und sein „ich trau' mich halt nit“ hieß ihn auf eine Verbindung mit seiner Jugend-, Mannes- und Greisengeliebten Katharina Fröhlich verzichten. Und diese seine Unentschlossenheit zeigt sich auch in seinen Dra-

men. Die beiden letzten Acte lassen immer nach, und was seine Tragik betrifft, so gleicht sie, wie Kuhn sagt, der Büste des Paris in der Villa Ludovici zu Rom, deren Kopf weiblichen Charakter zeigt, während die Brust einem männlichen Körper angehört. Aus dem Quietismus spricht keine echte Tragödie. In seinen Dramen ist immer Entfugung der Schluß. — (An dieser Stelle 201 hat sich bei Kuhn ein Irrthum eingeschlichen. Die Worte: „Was ist der Erde Glück? Ein Schatten! — Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum! — Du Armer, der von Schatten du geträumt, der Traum ist aus, jedoch die Nacht noch nicht!“ sind aus dem „Goldenen Bließ,“ Schlußrede der Medea im dritten Theil.)

Leider ist uns nicht gestattet weiter einzudringen in den ersten Theil. Kuhn hat es verstanden, die Schwächen und die Vorzüge der Poesie Grillparzers hervorzukehren und dieselben an den einzelnen Dramen nachzuweisen. Nur haben wir uns gewundert, das schon lange gedruckte prächtige „Scipio und Hannibal“ nicht einmal erwähnt zu finden, obwohl es doch für die Gestaltungs- und Charakterisirungsgabe Grillparzers ein glänzendes Zeugniß ablegt. Die am Schlusse mitgetheilten Aussprüche und Anekdoten sind meist charakteristisch und gefallen uns viel besser als jene in der Broschüre „Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben, aus Unterrednungen mit Adolph Foglar, k. k. Landesgerichtsrath (Wien 1872. Verlag der Ed. Hügel'schen Buchhandlung)“ zusammengestellten. Aeußerungen aus dem Gespräche herausgerissen, unzusammenhängende Gedanken müssen nothwendig viel Unbedeutendes enthalten. Und somit hätten wir über diese Broschüre unser Urtheil abgegeben, das gewiß Jeder billigen wird. Wir müssen nun zu Stifter übergehen und da das Kapitel betrachten, in dem Kuhn einen Vergleich zwischen den beiden Dichtern, mit denen sich sein Buch beschäftigt, anstellt, weil sich da so recht das Verständniß Kuhn's zeigt. Er sagt, daß sowohl Grillparzer als Stifter rücklenkende Poeten sind, die feind den krankhaften Neuerungen der nachklassischen Periode auch eine kraftvolle Weiterentwicklung des noch Bildungsfähigen verwerfen. Sie kennen nur ein „Salt!“, kein „Vorwärts!“, sie scheuen sich vor einem Niederreißen, wie vor einem Zerstoren. Darum haben sie kein Verständniß für Lessing. Dagegen fühlen sie sich zu Göthe als der „Spiegelfläche der Schönheit“ hingezogen. Dennoch haben sie sich jeder mit

ihm besonders abgefunden. Grillparzer abgestoßen durch Göthe's gelassene Stärke sucht durch Einschränkungen seines Werthes dieses Vorwurfs los zu werden, während sich Stifter den guten Vater Göthe mit Anmerkungen und Ausscheldungen wie mit Pfeffer und Salz zubereitet. Beide haben nicht das rechte Verständniß für Shakespeare.

Beide streben nach Frieden, aber während ihn Grillparzer beständig erwirbt und beschützt und dadurch immer Eroberungsfreude einflößt, ruht Stifter auf seinen Geldsäcken behaglich aus. Grillparzer fühlt stille Wehmuth und tiefes Leidgefühl bewegt ihn, daß er mit dem lebensvollen Erfassen der Erscheinungen nicht gleichen Schritt halten kann, während Stifters Dichtung Glück und Zufriedenheit athmet. Grillparzers Weisheit überrieselt die leidenschaftliche Darstellung und hebt diese dadurch um so sinnlicher hervor; Stifters Weisheit schließt die Leidenschaft aus und überstrahlt seine Bilder. Beide wirken mit einfachen Mitteln und sind gleich groß auf epischem Felde. Grillparzers Zeichnung ist sicher, wie seine Persönlichkeit unsicher, aber Stifters Dichtung und Person decken sich; Grillparzer, innerlich gebunden, ist Heide, während der innerlich freie Stifter Christ ist. Beide erfüllt die gleiche Heimatsliebe, beide weilen in ihren Dichtungen unter den Böhmen mit Vorliebe: Grillparzer im Ottokar, in Libussa und dem Bruderzwist, Stifter im Hochwald, in einzelnen Erzählungen in den „Bunten Steinen“ und in Witiko. Und so finden wir noch mehrere Anknüpfungspunkte. Doch müssen wir schließen. Nur noch ein Irrthum, dem ich in diesen Blättern (Jahrgang IX, Heft 5 und 6, Seite 43, 15. März 1871) Ausdruck gab, ist zu berichtigen. In jener Kritik zitierte ich einen Ausspruch Philaletes' über Schreyvogel, daß dieser Grillparzer aus Neid von dem Felde des Uebersetzers hinweggedrängt habe, finde aber in Kuhn's Werke Dokumente, welche nachweisen, daß West in der neidlosesten Weise für seinen Schützling sorgte und ihm wahrhaft förderlich war. Philaletes dürfte also damals Unrecht gehabt haben.

Und nun nehmen wir Abschied von dem Buche, das uns unterhielt und wirklich manche neue Seite in der Betrachtung und Auffassung unserer Dichter uns aufzeigte. Dem Herrn Verfasser sagen wir Dank für seine geistreiche und gebiegene Arbeit, die unserem Vaterlande zur Zierde gereichen kann, und dem Werke, das

eben so gediegen als schön ausgestattet ist, wünschen wir bei Allen und besonders bei allen Oesterreichern eine recht große Verbreitung. Wir hoffen von dem Hrn. Verfasser bald wieder etwas Neues zu hören.

R.—P.—

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Wenig besprochen und vielleicht noch weniger gelesen, ist das schon im Jahre 1869 zum ersten Male erschienene Gedicht in vier Gesängen von Ernst Rauscher: „N o r a.“

(Leipzig. Mathes.) Einer eigenthümlichen Lethargie seitens der Kritik wie seitens des Publicums begegnet das größer gerahmte Gedicht, sei es Epos, reflektives Gedicht oder lyrischer Gesang. Das vorliegende Werk ist von allen drei Gattungen etwas, ein Mischlingsgenre, deßhalb aber nicht ohne Bedeutung. Wir möchten es eine reflective Biografie in der ottave rime nennen, so sehr identificirt sich der Dichter mit seinem Helden, der vom Wirbel bis zur Sohle ein echter deutscher Mann, nur etwas englisch Lord Byronisch lebensmüde ist. Doch ist die Blasftheit dieses modernen Helden eine weitaus geringere als die, welche sich in dem Dichter Dramor kund gibt; — — denn das Herz des Ernst Rauscherschen Helden ist noch für echte einfache Zustände und für eine frische unreflektirte Auffassung der Liebe, der Natur, der Gesellschaft und des Staates zu gewinnen, und derselbe geißelt nur, was aus dem innern Kerne nicht wahr, was bloß angeeignet, affektirt und künstlich erzeugt und was Modeartikel ist. Der erste Gesang dieses subjektiv reflektiven Epos, der sich traut in Jugendreminiscenzen ergeht, vermag schon etwas für den ohnedies nicht bloß in Steyermark und Kärnthner rühmlich bekannten Poeten einzunehmen; der zweite Gesang, die Phase des ersten Eindrucks vom Stadtleben schildernd, interessirt schon gewaltiger, da er Licht und Schatten in kräftiger Weise aufträgt und bereits der satyrischen Anschauung — der stärksten Seite dieser Poesie — einen prächtigen Spielraum gibt. In dem dritten Gesange soll die Liebe gefeiert werden. So sehr sie aber unsern Heros wie ein Wettersturm erfasst, so schnell fühlt er ein unmotivirtes Bedürfnis, den Gegenstand seiner Liebe zu fliehen und durch selbstgeschaffene Trennung den gordischen Knoten seiner Empfindungswelt mindestens momentan zu zerschneiden.

Diese Unterbrechung des eigentlichen Gesangsstoffes gibt Anlaß zu der werthvollsten Partie dieses Buches, nämlich zur Beschreibung einer Reise durch die Schweiz, wie wir sie niemals schöner gelesen.

Der Dichter ist hier ganz Herr seines Stoffes, er malt uns Landschaften mit der Pracht und Uppigkeit eines Achenbach.

Die Achtzeile ergießt sich wie ein zarter Gebirgsnebelschleier über die mit ergreifender Treue wiedergegebenen Landschaften. Der vierte Gesang, der die Heimkehr des Helden und Wiederkehr zur Liebe gibt, enthält manches Schöne, erhebt sich aber nicht zur Vollendung des dritten. Im Ganzen erinnert die Poesie im edelsten Sinne an Lord Byrons Don Juan, obgleich von erotischen Trivialitäten sich völlig fern haltend.

„Frauenblätter.“ Wochenschrift. Graz 1872. Da diese periodische Schrift belletristische wie auch berufliche Tendenzen mit Beziehung auf die Frauenwelt sich zum Vorwurfe machte und die Absicht auch seit ihrem Bestande redlich erfüllt, können wir sie nicht unerwähnt lassen. Graz war bereits öfter ein wirksamer Mittelpunkt für süddeutsche Literatur, diesmal ist er es durch die „Frauenblätter“ neuerlich geworden. Wir finden durch die Namen Hamerling, Marx, Leitner, Vacano auch die großdeutsche Literatur in dieses Wochenblatt einbezogen. Außerhalb des Grazer Literaturkreises sind noch mitwirkend K. B. Hansgirg, Martin Perels, Rudolf Waizer, Heinrich Pindter, F. J. Petry, Dr. J. Simani u. a. m.

Von weiblichen Mitarbeiterinnen finden wir: Johanna Leitenberger, Margarethe Halm, Theodor Reinwald (Therese Hansgirg), Mina Sturm, M. Abendroth, Rosa von Tannenwald, Therese Degenfeld, Constance Glieher, Auguste Revanow, Franzisca Effenther.

Die geistige Leiterin des Blattes ist die geniale Schriftstellerin Johanna Leitenberger, die wir bereits durch ihre Gedichtsammlung „Sphen“ und durch ihre Kindermärchen, sowie durch ihre dramatischen Werke lieben und schätzen gelernt. Da diese Dame, ursprünglich sehr feinfühlig angelegt und durch tüchtige Kenntnisse ausgerüstet, selbst von einer wahren produktiven Ader beseelt, anregend und mit Fleiß allen redaktionellen Geschäften opferwillig hingibt, hatte der erfahrene Herausgeber des Blattes Herr Leopold Schwarz die beste Auswahl getroffen, sie an die Spitze des

Blattes zu stellen. Alle ihre allgemeinen poetischen wie prosaischen Beiträge, auch die pädagogischen und die über Frauenberuf durchzieht ein einheitlicher Gedanke. Wenn auch die übrige schriftstellerische Frauenwelt in einzelnen Anschauungen über Beruf der Frauen und Bildungsmittel hie und da auseinandergeht — die Hauptsache ist und bleibt doch — ich möchte sagen — der diagnostische Theil dieses Strebens und Wirkens, nämlich die Erkenntniß der mangelhaften verbesserungswürdigen Stellung des weiblichen Geschlechtes auf diesem oder jenem Gebiet des Könnens, des Wissens, des Vollbringens. — Gerade in dieser Beziehung haben die „Frauenblätter“ schon Treffliches gebracht und unter Diesem wieder das Beste stammt von Frau Johanna Leitenberger selbst. Eine hochbegabte eigenthümliche Erscheinung als Dichterin sowohl wie als Schriftstellerin über den Frauenberuf ist auch die Mitarbeiterin der Wochenschrift Margarethe Halm. Nicht eben auf den ersten Anblick sehr klar wirkend, überschwenglich, voll geistiger Schwungkraft und neuer Anschauungen scheint diese Individualität bei größerer Abklärung berufen, in einer oder der andern Richtung am Literaturfelde Hervorragendes zu leisten, und bestimmt zu sein, mit ihrem Pseudonym gewisser Maßen als geistige Tochter dem Namen des großen Lyrikers Halm in Oesterreich Ehre zu machen.

„Die Dioscuren.“ Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österr. ungar. Monarchie. Wien 1872.

Unter diesem Titel ist auf dem Wege der Association ein Versuch gemacht worden, für österreichische und außerösterreichische deutsche Kräfte einen literarischen Brennpunkt zu bilden zu Nutz und Frommen des österreichischen Beamtenthums. Göthe und Schiller — die Dioscuren der deutschklassischen Literaturepoche — gaben die Motto's dazu und der Titel ist mit Bezug auf die beiden literarisch vertretenen Reichshälften passend gewählt worden. Gelehrtenmaßen als Gäste zu dieser Tafelrunde waren auch einige literarische Autoritäten Großdeutschlands geladen und zwar ist Bodenstedt mit einigen poetischen Diamantsplittern, Julius Rodenberg mit einem lieblichen Gedichte „der erste Friedenstag“ vertreten; Adolf Wildbrandt — der bekannte Novellist — erscheint hier als finnischer Lyriker, Karl v. Holtei, der liebenswürdige Bagabund, fand sich mit einer anmuthigen Kleinigkeit ein, Wilh. Jensen als Erzähler berühmt

mit einer Hand voll lyrischer Blumen, C. M. Sauer — der Romancier — mit einer Novellette: „Eine Stunde auf dem Bettel.“ Selbstverständlich finden sich von den specifisch österreichischen Kennomen mehr minder bedeutend nahezu alle vertreten: F. Grillparzer durch eine in Odenform gehaltene Apotheose auf die Musik, in der Sprache glänzend und durchsichtig wie ein Zauberspiegel der Antike. Mosenthal apostrophirt wieder Grillparzer selbst: „der Dichter lebt, allein uns starb der Mensch.“ Anastasius Grün spendete eine ergreifende Ballade, Tschabuschnigg schöne geformte Sonette, Wilhelmine Gräfin von Wickenburg ruft beim Anblick Benedigs:

„Ist das traumgeword'nes Leben?“

„Oder wahrgeword'ner Traum?“

Ihre Schilderung der Lagunenkönigin wettersert mit der Alfred de Musset's und mit der Alfred Meißners; Hieronymus Form haucht seine tiefe Melancholie in zehn Liedern aus, Karl Ziegler, der bekannte Odenmacher Salzburgs, gibt sich in seinen „Frühlingsgefängen“ als zarter Maler und Plastiker kund, Hermannsthal schenkte geschliffene Ohasellen, Bauernfeld Kernsprüche aus seinem poetischen Tagebuch, C. Mautner feiert den Bund der Dichter mit den Frauen, Nordmann gibt in antiker Nachtheit „etwas für Maler,“ Ludw. Bowitzsch Erotisches, Friedrich Halm aus dem Cyklus: „Schwere Jahre“ zwei kostbare lyrische Thaupern, Robert Hamerling ein eben so schön gedachtes als ausgeführtes „Allerseelentied,“ Leitner eine Ballade, W. Constant „aus alten Tagen“ vom sanften Hauche der Vergänglichkeit angehauchte Leherklänge, Hermann Kollet Erotisches, August Silberstein eine Romanze. Uns zunächst interessiren auch die deutschböhmisches Poeten.

Der Sängerrmeister R. E. Ebert schilbert objectiv auf das Innigste und Verständnißvollste durch dramatische Stimmen, was einem Jeden der Wald bietet. F. A. Frankl liefert einen kostbaren prosaischen Beitrag: „Johannes Kepler in Oesterreich.“ W. Hansgirt einen Prosabeitrag: „Typische Gestalten des Böhmerwaldes“ und ein Gedicht: „Nikolaus Lenau,“ welches die Blüthen und Früchte dieses allzufrüh geraubten poetischen Genius genetisch entwickelt; Franz von Kuhwalds Nachlaß bot ein Gedicht: „Am Abend Sterbende sind zu beneiden“, dessen citirter Refrain bewußt oder unbewußt des Dichters eigene Stimmungen schil-

dert; Tandler ein prächtiges erzählendes Gedicht: „Ali der Sklave.“

Unter den poetischen Beiträgen des Buches aber der bedeutendste ist Cerri's im Lapidarstyl gehaltene Strafpredigt: „Ein Glaubensbekenntniß“, eine mit Gift und Blut geschriebene Satyre auf alle Auswüchse und Gebrechen unserer Zeit.

Größeres und Wichtigeres ist in unserer Zeit nicht gesagt worden, leider, daß dieser edle Zorn sich gegen Wahres, täglich Erlebtes wendet. Horaz hat keine bessere Satyre geschrieben als diese, sie ist in ihrer Art wahrhaft klassisch.

Unter den vielen prosaischen Essais das bedeutendste ist die vom echt staatsmännischen Geiste geleitete, uns Tief- und Fernblicke der letzten Geschichte Ungarns bietende Abhandlung: „Josef Freiherr von Cötvös.“ Dieses auch in seiner psychologischen Entwicklung äußerst gelungene biographische Fragment stammt aus der Feder des um die „Dioskuren“ selbst so verdienten Hof- und Ministerialrathes Johann Falke von Lilienstein.

Mit größterreichischem Geiste suchte dieser Mann als Präses des Specialkomitès für das Beamtenalbum auch prachtvolle Muster österreichischer Nationalpoesien zu gewinnen. So gibt Blumenstock einen Beitrag zur polnischen Literatur, Julius Schröder Mittelhochdeutsches und Uebersetzungen aus dem Magyarischen, Moriz Lokai: „Herz und Krone,“ Johann Arany Gedichte, Hermann Teifler: „Slavische Lieder.“

Außerdem finden sich auch noch werthvolle Beiträge in gebundener wie ungebundener Sprache von Dr. Orzes, Dr. Hammerschmid, Dr. Wolbrich, Franz v. Schmidt-Zabierow, Dr. Moritz Brühl, Vincenz Kletfinsky, Dr. Isidor Proschko, Marie v. Najmajer, Ludwig Foglar, Hermann Kollet, Anton Langer, Ferdinand v. Saar, Wilhelm Gärtner, Otto Prectler, Ludwig Perch, Ferdinand Stamm, Robert Byr, Leo Meißner, Bruno Walden, J. Florens Ketland, Hermann Meynert, Emil Kuh, Heinrich Koë, Michael Klapp, Jos. Mez. Freiherrn von Helfert vor, dessen letztgenannten Feder wir schon viele ausgezeichnete Essais zu verdanken haben, wenn wir auch nicht stets mit dem Standpunkt übereinstimmen können, von welchem sie ausgehen. K. B. S.

Nationalökonomie.

Ed. Lobisch: „Die Wohnungsfrage in Bezug auf Reichenberg.“ Reichenberg, Verlag von Franz Jannasch 1871.

Vorliegende Studie behandelt eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, die Wohnungsfrage, die namentlich in Reichenberg immer drängender auftritt. Macht sich gegenwärtig selbst in Städten, die weniger Industrie betreiben, oft nur in Folge gesteigerten Verkehrs, oder der Unnehmlichkeit der Lage oder wegen der geringen Baulust der Einwohner Noth an Wohnungen geltend, wie viel mehr erst dort, wo die Großindustrie ihre Hauptstüze aufgeschlagen hat. So verhält es sich auch in Reichenberg. Bei der letzten Zählung im Jahre 1869 hatte die Stadt 22.394 Einwohner und 1429 Häuser; in den letzten zwölf Jahren hatte sich die Häuserzahl im Ganzen nur um 47, d. i. 3.4%, dagegen die Bevölkerung um 3540, d. i. 18.77% vermehrt, ein Mißverhältniß, wie es keine zweite Industriestadt des Continentes mehr aufweist. Die Folge davon ist, daß entweder die ärmere Bevölkerung, namentlich die Arbeiterklasse, dicht zusammengedrängt oder weit vom Arbeitsplatze entfernt wohnen muß. Um diesen Uebelständen abzuhelpfen, plaidirt der Herr Verfasser für die Errichtung kleinerer, freundlicher und billiger Wohnungen durch Baugesellschaften nach dem Cottage-system, wie es in Mühlhausen im Elsaß sich erprobt hat, wo der Miether des Hauses durch Ratenzahlungen nach und nach Eigenthümer desselben wird. Freilich kann sich der Verfasser nicht verhehlen, daß der Durchführung dieses Systems in Reichenberg manche ungünstige Verhältnisse, wie theurer Grund und Boden, theuere Baumaterialien, theuere Arbeitslöhne und theilweise auch die Apathie der Arbeiterbevölkerung selbst entgegenstehen, so daß theilweise noch das Kasernen-system auch für Reichenberg das praktischere bleibt. Wir gewinnen daraus die Ueberzeugung, daß die Wohnungsfrage auch in Reichenberg noch lange nicht gelöst sein wird. Ohne daß die reichen Herren Fabrikanten und Grundbesitzer einige Opfer bringen, wird es nicht abgehen; ja es ist gegenüber der Zukunft Reichenbergs sogar eine Pflicht; wir möchten darum dem Herrn Verfasser nicht so ganz beistimmen, wenn er Gemeinde und Großindustrielle von dieser Verpflichtung loszuzählen sucht. Sonst ist das

Schriftchen recht frisch und klar und in den meisten Momenten auch überzeugend geschrieben; die Ausstattung ist recht nett. **X. V.**

Ueber das bürgerliche Wohnhaus im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit. Vom Dozenten Eduard Schmitt. (Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 10.)

Die vorliegende, mit einigen Zeichnungen versehene Brochüre schildert uns die Art und Weise, wie die vornehmsten Kulturvölker der verschiedenen Perioden unserer Weltgeschichte wohnten, und zeigt, daß nächst der Poesie wohl keine Kunst so sehr im Stande ist, die geistige Bedeutung eines Volkes in seiner Gesamtheit zu charakterisiren, als die Baukunst. Wenn sich der Herr Verfasser nun darauf beschränkt, nicht die monumentalen Bauten, wie Tempel, Hallen, Theater u. dergl. hervorzuheben, sondern blos das Wohnhaus zu betrachten, so geht auch aus dieser Betrachtung die Wahrheit des eben angeführten Satzes unzweifelhaft hervor. Mit richtigem Maßhalten werden uns von Herrn Schmitt blos die Griechen, die Römer und die Deutschen vorgeführt, und wir müssen gestehen, daß seine Schilderungen der Wohnungen dieser Völker klar und deutlich sind, und daß er bei aller Bemühung, kurz zu sein, doch stets das Charakteristische hervorzuheben weiß. Das Werkchen belehrt auf angenehme Weise, und der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, dem wir schon eine Menge gediegener kleiner Publikationen verdanken, hat neuerdings durch Herausgabe dieses Schriftchens den richtigen Takt für Volksbelehrung bewiesen, der ihn stets auszeichnete. **Kw.**

P o e s i e.

„**Liebe für Haß.**“ Erzählung von E. A. Horn. Verlag des kath. Preßvereins, Prag 1872. In Commission bei E. A. Hunger.

Wenn blumige Phrasen, pathetische Breite und kühne Bilder, deren Möglichkeit niemals existenzfähig werden kann, die Elemente der Poesie ausmachen, wenn diese die Grundlage, die Hauptbedingung und das Wesen poetischer Produkte bilden, dann besitzt obige Erzählung Alles, was sie zu einer poetischen Gabe stempelt, die der katholische Preßverein seinen Lesern

spendet. Vor Kurzem veröffentlichte der Verfasser derselben eine Preisnovelle: „Der Dorfengel,“ die eine kritische Würdigung in den Spalten dieser Blätter fand. Bei dieser Gelegenheit wurde erwähnt, daß dem mit ihr debütirenden Verfasser ein erzählendes und schilderndes Talent zwar nicht abzusprechen sei, er aber der „Phrase,“ dem bloßen „Worte,“ kurz einem „schönen Style,“ ein zu großes Recht, man möchte sagen, ausschließliches Privileg einräume. Damit soll nicht gesagt sein, als ob der innere Gehalt, das Reale der Erzählungen Horn's sich durchwegs auf nichts anderes als Null reduziere, aber man sieht den Produkten des Verfassers sehr wohl an, daß ihm eben das schöne Wort, die bloße poetisch klingende, poetisch aussehende Form mehr gilt als ein kernvoller Dichtergedanke, wenn dieser Anspruch macht, einfach und schlicht aufzutreten. Jede Seite in Horn's Erzählungen ist Beweis dieses Hastens und Haschens, durch eine eigenthümliche „reizvolle“ Wendung, durch „lebende, schwebende, duftige Bilder“ (um mit dem Verfasser zu reden), Effekt zu erzielen. Ginge es nun an, blos durch Aneinanderreihen solcher poetischer Blüthen und Blumen eine Erzählung zu schaffen, so würde der Verfasser gern auf Alles andere als Nebensächliches Verzicht leisten. Und das ist es, was obige Behauptung rechtfertigen möge, „dem Worte“ concedire der Autor ein Privilegium. Wie weit der Verfasser dies in dieser Erzählung wieder gethan habe, durch eine kurze Blumen- und Blüthenlese aus derselben zu beweisen, sei diesmal nicht Aufgabe dieser Besprechung; es geschah bei Gelegenheit des Erscheinens seines „Dorfengels.“ Damals wurde auch erwähnt, daß dem Verfasser die echte schöpferische Kunst mangle, daß er damals mögliche und unmögliche Verhältnisse zusammengewürfelt und Charaktere geschaffen habe, die eben keine ausgeprägten Charaktere waren, sondern nur vom Ungefähr und von den Verhältnissen in ihren Handlungen geleitet wurden. In etwas, aber nur etwas geringerem Grade ist dies wieder bei der vorliegenden Erzählung der Fall. So so eclatant zeigt diese die geringe Schaffenskraft des Verfassers, daß die Gestalten in „Liebe für Haß“ zum Verwechseln denen im „Dorfengel“ ähnlich sehen, nur führen sie andere Namen und nehmen andere Stellungen in der Gesellschaft ein; der hartherzige Fabriksherr Erasmus Breier im „Dorfengel“ ist hier metamorphosirt in den

„Comerzienrath Warren.“ (Der Verfasser schreibt beständig Comerzienrath statt Commerzienrath.) Der ungerathene Sprößling des Fabriksherrn hat hier seinen Doppelgänger in Adolf, dem Sohne Warrens, der in den „leicht-sinnigen Kreisen der goldenen Jugend der Hauptstadt ein fröhliches, freies, von übermüthigen Streichen schwellendes Leben führt.“ Und so ist es mehr oder weniger bei dem gesammten Personale der neuen Novelle der Fall.

Also Einfachheit, Nüchternheit, weniger Duft und Blumenpracht, „möglichere“ Verhältnisse, ein einfachere Nonchalance im Schaffen derselben, das wünschen wir dem Verfasser und dann erst werden wir von der Poesie seiner Produkte reden können. Uebermaß schadet auch hier. Hyperpoesie ist eben Unnatur. **S. Nr.**

Pädagogik.

Lehrbuch der Haushaltungskunde für die oberen Klassen der Mädchen- und weiblichen Fortbildungsschulen von Johannes Proder. Bekrönte Preisschrift. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1872. Druck der Actiengesellschaft Bohemia.

Vor uns liegt heute ein etwas größeres, vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegebenes, 135 Seiten umfassendes Werkchen, welches bestimmt ist, bei unserer Mädchenerziehung verwendet zu werden und unsere Töchter mit einer Disziplin bekannt zu machen, die eine große und wichtige Rolle im Leben spielt und die bisher fast ganz vernachlässigt wurde. Auch jetzt noch, wo die „Haushaltungskunde“ als obligater Unterrichtsgegenstand in den österreichischen Volksschulen eingeführt ist, scheint das richtige Verständniß für die Unentbehrlichkeit dieser Disziplin noch nicht allgemein sich Bahn gebrochen zu haben, und man hört noch mitunter Eltern achselzuckend die Götthe'schen Verse: „Grau, Freund! ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum“ zitiren, um den Beweis zu liefern, daß die Bildung für die „Haushaltung“ unmöglich theoretisch in der Schule, sondern nur praktisch im Leben durch Nachahmung des Beispiels einer braven Hausfrau und durch Selbstthätigkeit erworben werden könne.

Diese Ansicht hat allerdings auch zum Theile ihre Berechtigung — aber auch nur zum Theile!

Wer etwa meint, durch die Kenntniß eines Buches der Haushaltungskunde und durch das Wissen dessen, was eigentlich zu einer Hausfrau gehört, schon selbst eine gute Hausfrau sein zu können, der würde sich in demselben Irrthume befinden, wie jener arme Teufel, der kein Geld besaß, um sich ein Pferd zu mieten, dennoch aber reiten lernen wollte. Er studierte alle möglichen, in den Bibliotheken befindlichen Werke über Reitkunst und die feinsten Handgriffe blieben ihm nicht verborgen — allein als er das erste mal auf einen Gaul kam, wunderte er sich gewaltig, abgeworfen zu werden.

Wer aber andrerseits wieder meint, durch die bloße „Praxis,“ durch das Nachahmen einer tüchtigen Hausfrau selbst zu einer solchen sich zu qualifiziren — würde noch mehr im Irrthume sein. Freilich wird eine gewisse mechanische Fertigkeit dabei erzielt; das Eingelernte wird ganz trefflich gehen und Haus und Küche im Ganzen gut bestellt sein; allein wehe, wenn irgend etwas Neues, bisher in der Haushaltung nicht Vorgekommenes aufsteht, um in der Häuslichkeit seine Verwendung zu finden! Und unsere Zeit ist ja fast so recht darauf veressen, allerlei auszuspintistiren, um die Arrangements der bloß praktisch gebildeten Hausfrauen zu stören und die Rechte des „Althergebrachten“ zu vernichten! Wie viel neue Dinge sind seit jenen seligen Tagen, „wo der Großvater die Großmutter nahm“, auf's Tapet gekommen und haben sich einen bleibenden Platz im Hause erobert! — Wie kann sich nun eine bloß „abgerichtete“ Hausfrau solchen Neuerungen gegenüber zurecht finden? Hier hilft nur eine theoretische Bildung; das junge Mädchen muß nicht bloß etwas thun, weil es so Sitte ist, sondern sie muß sich auch klar darüber werden, warum sie es eben so und nicht anders verrichten muß, wenn das Ding Hand und Fuß haben soll.

Demnach ist die Einführung der „Haushaltungskunde“ als obligaten Lehrgegenstandes in unseren österreichischen Mädchenschulen gerechtfertigt. Allein zur erfolgreichen Ertheilung dieses Unterrichtes gehört auch ein gutes Buch, das diesem Unterrichte zu Grunde gelegt werden kann, denn bloße „Vorträge,“ die gar nicht einmal für das schulpflichtige Alter der Mädchen passen, erreichen diesen Zweck nicht und lassen einen viel zu flüchtigen Eindruck zurück.

Diese Ansicht hat den Verein, der ja den Zweck hat, gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten und der diesen Zweck mit rühmtenwerthem Eifer verfolgt, bestimmt, auch hier thätig einzugreifen, und namentlich war es der für alles Gute begeisterte Obmann dieses Vereines, Herr Richard Ritter von Dotzauer, der in Anerkennung der Wichtigkeit dieses Gegenstandes dem Ausschusse des Vereines die Summe von zweihundert Gulden zur Verfügung stellte, um durch Ausschreibung eines Preises ein solches Werk in's Leben zu rufen. Freilich fehlte es nicht an solchen Büchern, ja mitunter an recht brauchbaren, geschickt geschriebenen Werken, wie beispielsweise das des Fr. Girgl, Lehrerin an der k. k. Mädchenübungsschule in Prag, ist, allein theils genügt sie nicht allen Anforderungen, theils waren sie, wie das eben erwähnte, zu voluminös, um ihre richtige Verwendung in der Schule zu finden. Es sollte eben ein Lehrbuch geschaffen werden, das mit Berücksichtigung der Bestimmungen der österreichischen Schul- und Unterrichtsordnung in bündiger Kürze das Wissenswürdigste enthielte und in der vorgeschriebenen Unterrichtszeit möglichst ganz verwerthet werden könnte.

Es konnte demnach das von demselben Vereine herausgegebene „Schema des Gesamtgebietes der Haushaltungskunde v. H. Zollikofer“, das für die Hand der Lehrerinnen bestimmt ist, nur theilweise benutzt werden, weil es sich hier um ein Buch handelte, das man den Schülerinnen zum Gebrauch und zum Selbststudium widmen wollte.

Die zu dem Zwecke der Beurtheilung der einlaufenden Werke niedergesetzte Preisrichtercommission, bestehend aus den Damen Frau Mathilde Wiener, Fr. Emilie Schmitt und den Herren Dr. H. L. Buff, Julius Pippert und Karl Werner, nahm die ihnen zugetheilte ehrenvolle Aufgabe auch durchaus nicht leicht. Kein Wunder, daß von den Concurrzarbeiten keine Einzige genigte und der Preis ein zweitesmal ausgeschrieben werden mußte, um etwa ein besseres Resultat damit zu erzielen.

Bei dieser zweiten Preisanschreibung liefen nun zwölf Concurrzarbeiten ein, von denen einstimmig die von Johannes Roder, kgl. bairischen Präparandenlehrer in Kulmbach, als die beste anerkannt und auf Kosten des Vereines herausgegeben wurde.

Schon das Motto aus Hebel's Schatzkästlein: „Man lernt in der Schule für's Leben

und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon“ — schon dieses Motto bewies, daß der Verfasser die Sache in der rechten Art und Weise angepackt habe und darauf ausgehe, die theoretische Lehre so viel als möglich vom praktischen Standpunkt aus darzustellen. Und es ist ihm dies durchwegs gelungen. Die Voraussetzungen, die er an die Kenntniß der Schülerinnen stellt, gehen nirgends über das Maß desjenigen hinaus, was die Mädchen in diesem Alter wissen können, und die Darstellung ist überall so klar und durchsichtig, daß jeder weitere Commentar überflüssig erscheint. Tritt nun zu diesem Buche die lebendige Lehre hinzu, wird von den Lehrmitteln für Haushaltungskunde, die sich in den Schulen überall vorfinden oder doch ohne große Kosten leicht beschafft werden können, der richtige Gebrauch gemacht und wird dadurch der Anschauung das ihr gebührende Recht eingeräumt, so werden die Erfolge gewiß im höchsten Grade zufriedenstellend sein.

Das Buch zerfällt in drei Theile, der erste bespricht das „Arbeitsfeld“. Dieses „Arbeitsfeld“ ist nun natürlich nicht überall gleich; anders wird es sich in Städten, anders auf dem Lande darstellen, doch mußte der Vollständigkeit halber Alles umfaßt werden, da ja auch der künftige Lebensberuf der Schülerinnen nicht gleich sein wird. Es werden demnach die Zimmer des Hauses, ihre Einrichtung und Instandhaltung, die Küche, die Waschküche, die Backstube sammt dem Backen des Hausbrods, der Keller, der Stall, so wie die Behandlung der Hausthiere und der Garten besprochen. An sie reiht sich in natürlicher Folge die Gesundheits- und Krankenpflege, die weiblichen Handarbeiten und endlich die weibliche Buchführung.

Den zweiten Theil bildet der „Arbeitsstoff“, sowohl der zu Kleidungsstücken nothwendige, so wie die Kleidung selbst, als auch der Stoff, der zu verschiedenen häuslichen Geräthschaften verwendet wird, wozu das Stroh, die Haare, das Möbelholz und die Farbstoffe gehören.

Der dritte Theil endlich ist der „Nahrung“ gewidmet. Er bespricht die Nahrungstoffe überhaupt und die Verdauung der Speisen sammt der zweckmäßigen Ernährung des Körpers; hierauf werden die Nahrungstoffe dem Thier-, dem Pflanzen- und dem Mineralreiche einer gründlichen Untersuchung unterzogen und hiemit schließt das Werk.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht wird dem freundlichen Leser klar werden, daß nichts Wesentliches übergangen wurde; er wird sich aber beim Durchlesen des Buches auch überzeugen, daß nichts Unwesentliches aufgenommen wurde, und dieser Beschränkung ist es hauptsächlich zu danken, daß auf einem verhältnißmäßig so kleinem Raume das Wissenswürdigste zusammengedrängt werden konnte, ohne dem leichten Verständnisse irgend wie nahe zu treten. Der Druck ist schön und für ein Lesebuch ganz geeignet. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Werkchen, das sich durch seine Brauchbarkeit auszeichnet, sich seinen Weg bahnen wird, um so mehr, da der Preis von 40 Kr. ein ungemein billiger genannt werden muß.

R. S.

V a r i a.

Aus dem Kriege von Dr. Johann Klein.
Reiße 1872, Josef Graveur's Verlag (Gustav Neumann.)

„Aus dem Kriege,“ so ist der Titel einer kleinen, vier und achtzig Seiten langen Brochüre, in welcher uns der Verfasser, der Pfarrer Dr. Johann Klein, hauptsächlich mit dem Wirken der Vereine und Orden für Krankenpflege im Kriege bekannt machen will. Zudem er uns hauptsächlich in die Lazarethe nach Saarbrücken und Courcelles am Aid führt und hier speziell in meist novellistischem Tone die Thätigkeit der Franziskanessen und der Johanner-Malteser uns zeigt — entrollt er doch auch ein Bild über die Art und Weise, in welcher im letzten Kriege für die Verwundeten gesorgt wurde, welche Verdienste sich der preussische Staat und welche Verdienste sich die einzelnen Vereine erworben haben. Steht er hiebei auch vorwiegend auf katholischem Standpunkte, so wollen wir damit um so weniger rechten, als er auch den protestantischen Pflegern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das ganze Schriftchen beweiset ein Herz voll Humanität, und auch stylistisch ist es frisch und anregend geschrieben, obgleich die sonst sehr lebendig gehaltene Schilderung des Gefechts bei Saarbrücken, so wie die Darstellung einzelner Gebrauche bei der Communion in französischen Kirchen streng genommen nicht zu dem Thema gehören, das sich der Verfasser vorzeichnete.

Kw.

Deutscher Volkskalender für 1873. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt v. Julius Eppert. Druck v. D. Kuh.

Es ist heuer das drittemal, daß in der reichen Kalenderliteratur, deren wir uns erfreuen, auch wieder der „Deutsche Volkskalender“ als willkommener Bote erscheint und an unsere Thüren klopft, Jedem Etwas bringend, nur Gediegenes anbietend und für Aufklärung und Vertreibung von Vorurtheilen in trefflicher Weise wirkend. Bei einem solchen Jahresbuche handelt es sich vor Allem darum, dem Volke Etwas in die Hand zu geben, das ihm in freien Stunden, wenn es etwa in laugen Winterabenden im Kalendarium herumblättert, doch auch Aufschluß gibt über manche Fragen, die in der Gegenwart auftauchen und die so in der Luft herumswirren, häufig unverständlich, noch häufiger falsch aufgefaßt. Allein diese Belehrung darf nicht im trockenen Kathedertone vorgetragen werden; der Gelehrte, welche solche Zeitfragen bespricht, muß sich zur Fassungskraft des Lesepublikums herabzulassen verstehen, darf nicht zu viele Voraussetzungen machen und muß überdies — was seine besonderen Schwierigkeiten hat — interessant und populär zu schreiben im Stande sein.

Alle diese Klippen nun, welche solchen Aufsätzen, die noch überdies kurz und bündig gehalten sein müssen, entgegen stehen, wurden von den Autoren glücklich vermieden; die einzelnen Artikel sind mit Sachkenntniß und durchsichtiger Klarheit niedergeschrieben und fesseln den Leser, er mag was immer für einem Stande angehören und was immer für eine Bildung genossen haben, bis zum Ende. Es sind aber auch Schriftsteller gewonnen worden, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt einen trefflichen Klang haben und deren Darstellungstalent außer allem Zweifel steht. Wir brauchen nur Männer wie Dr. Benfey, Dr. Breitenlohner, Dr. Födisch, Prof. Dr. Gohren, Grün, Dr. Hering, Prof. Mayer, Dr. Werunsky u. s. f. zu nennen, um nicht erst die Versicherung geben zu müssen, daß wir es hier mit ganz ausgezeichneten Aufsätzen zu thun haben. Es dürfte wohl kaum ein Kalender existiren, der sich so vortrefflicher Mitarbeiter rühmen darf, wie der vorliegende, und es wird dadurch dieser „Deutsche Volkskalender“

zu einem wirklichen Jahrbuch in des Wortes bester Bedeutung erhoben.

Gehen wir nun zu den einzelnen Artikeln selbst über, wo außer dem novellistischen Fache die Geschichte, die Naturgeschichte, die Nationalökonomie und die Landwirthschaft vortreten sind.

Auf historischem Gebiete tritt uns der mit Wärme und Liebe geschriebene Artikel „Die Deutschen in Siebenbürgen“ v. Sch—g entgegen, welcher das zähe Festhalten des germanischen Volksstammes an seinen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen mitten in einer fremden Bevölkerung, unter den schlimmsten und traurigsten Zeiten schildert. Er zeigt uns die innere Kraft des Germanenthums, das die Segnungen der Kultur und Freiheit in ein fremdes Land hineinträgt und mit Muth und Ausdauer sich feste Stellungen erringt.

Interessant und mit vieler Sachkenntniß ist ferner „Böhmen bei den Schriftstellern des Alterthums“ von Dr. Föbisch geschrieben, und liefert den Beweis, was von der beliebten Phrase, daß wir Deutsche nur „fremde Eindringlinge“ in Böhmen seien, zu halten ist, und wie hohl und leer die Behauptung der Tschechen ist, sich das Recht des Indigenats zu vindiziren.

Von biographischen Aufsätzen ist vor Allem Grün's „Feuerbach,“ dessen Portrait auch beigegeben ist, hervor zu heben. Je seltener das stille Geisteswirken eines Philosophen in's allgemeine Volksbewußtsein eindringt, desto verdienstlicher ist es, auf das Leben und die Bedeutung dieses Mannes aufmerksam zu machen, dessen Zweck kein verneinender ist, sondern ein positiver; „der nur verneint, um zu bejahen, der nur das phantastische Scheinwesen verneint, um das wirkliche Wesen des Menschen zu bejahen.“ So viel Feuilletonartikel auch in jüngster Zeit über Feuerbach erschienen sind, ist doch keiner mit solcher Objektivität, mit solcher Wärme und solcher Klarheit geschrieben worden, wie der vorliegende, der dem „Volkskalender“ zu aller Ehre gereicht.

Auch die über Lessing geschriebenen Zeilen, welche als Begleitworte zum Titelblatte dienen, stellen den Einfluß und die Wichtigkeit dieses größten Deutschen in's gehörige Licht.

Die fast novellistisch gehaltene kurze Darstellung des Lebenslaufes von Johannes Buchbach zeigt uns das Wesen oder vielmehr

Unwesen der Bachanten und fahrender Schüler des 15. Jahrhunderts und entrollt ein hübsches Kulturbild unsres engeren Vaterlandes. Sind auch im Ganzen die Zustände der Unterrichtsverhältnisse jener Zeit z. B. in Kauer's „Geschichte der Pädagogik“ ziemlich ausführlich geschildert, so erhält denn doch das vorliegende Kulturbild einen neuen Reiz dadurch, weil es ein Landsmann ist, der uns hier vorgeführt wird, ein Landsmann, der sich aus den heillosen und schlimmen Verhältnissen, wie es die damaligen Zeitumstände in ihrem Gefolge hatten, glücklich herausarbeitet und sich eine segensreiche Lebensstellung erwirbt, während viele Hunderte von fahrenden Schülern elend zu Grunde gingen und aus dem Schlamm der Verworfenheit sich nicht herausarbeiten konnten, in welche sie durch eine unselige Zeitrichtung gemworfen wurden.

Von naturhistorischen Artikeln behandelt Dr. Hering in Fortsetzung eines Aufsatzes aus dem vorigen Jahre die „Die Eigenwärme des menschlichen Körpers.“ Er weist darin nach, daß die Lebenswärme „keineswegs, wie man früher gemeint hat, ganz anderer Art sei, als jene Wärme, welche beim gewöhnlichen Verbrennen irgend eines Brennmaterials entsteht,“ und daß es nur ein, auch heute noch nicht ganz ausgerotteter ärztlicher Aberglaube sei, wenn der thierischen Lebenswärme eine ganz besondere heilende oder belebende Kraft zugeschrieben wird.“ Es wird in der populärsten Form hier ein vollständiges, klares Bild über ein Thema gegeben, das für Jeden hoch interessant ist.

Lippert gibt in seiner bekannten, anmuthigen Darstellungsweise eine geographische und naturgeschichtliche Skizze der „böhmischen Teiche und ihrer Gäste.“ Das Leben, das sich auf und unter den Wässern dieser Teiche entwickelt, ist in fesselnder und spannender Weise geschildert.

In eben so interessanter Art und Weise ist es Herrn Prof. Dr. Mayer gelungen, die für den Laien und sein Verständniß schwierigen Vorgänge bei der Verdauung zur klaren Anschauung zu bringen und in allen Kreisen jenes Verständniß zu wecken, welches für diese wichtigen Prozesse und ihre Kenntniß nothwendig ist. Eine Redaktionsanmerkung belehrt uns noch überdies, daß die vorliegenden Zeilen blos vorläufig als orientirende Skizze dienen, indem der Hr. Verfasser in den nächst folgenden Jahrgängen des Kalenders noch Einzelheiten aus der Lehre von der Verdauung, wie Bau

und Leistungen der Verdauungsdrüsen und dgl. mittheilen wird.

Von besonders praktischer Bedeutung ist Dr. Werunski's Artikel „über das allgemeine Grundbuchsgesetz vom 25. Juli 1871.“ Die Leser des Kalenders werden dem Verfasser Dank wissen, daß er in so trefflicher, markirter Darstellung all das, was sich auf das Grundbuchswesen bezieht, mit kurzen Worten zusammenfaßt und die nöthigen Behelfe an die Hand gibt. Namentlich für den Landmann, der gerade mit dieser Art Rechtsgeschäften viel zu thun hat, und Jedem, der der juridischen Kenntnisse entbehrt, wird dieser Aufsatz hochwillkommen sein.

Die Nationalökonomie ist durch drei vorzügliche Arbeiten vertreten. Bensen's Darstellung der „Arbeiter=Strikes,“ welche in gegenwärtiger Zeit fast epidemisch, wie eine geistige Krankheit auftreten, ist geradezu meisterhaft zu nennen. Die soziale Frage, welche in unsre geordneten Zustände als das drohende Gespenst der Zukunft hereinragt und schon in der Gegenwart hier und da bedenkliche Blasen aufwirft, läßt sich nicht durch Bajonette und Kanonen radikal regeln, sondern muß auf rationelle Weise ausgetragen werden. Auch die Arbeiterforderungen, wie sie von Zeit zu Zeit auftauchen, sind nicht ohne Berechtigung, nur müssen sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Die Ansicht, daß die Arbeiter möglichst hohe Löhnungen fordern müssen, während die Arbeitgeber die geringsten Löhne zahlen wollen, daß also das Interesse beider Parteien stets collidirt, ist falsch, weil für Erstere durch eine Menge Mittel gesorgt werden kann, um ihre Lage zu verbessern, während die Letzteren gleichfalls hundert andere Hilfen haben, um ihr Geschäft rentabel zu erhalten. Es dürfte sich bei vorkommenden Differenzen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern häufig nur um das Verständniß der gegenseitigen Ansprüche und darum handeln, klar zu legen, daß nicht böser Wille, sondern Verhältnisse die Befriedigung mancher Wünsche nicht erlauben. Als Mittel, dieses Verständniß hervorzurufen, wird das Einigungsamt bezeichnet, das nun in seinen Grundzügen näher auseinander gesetzt wird.

Nicht minder trefflich behandelt Lippert das „Kapitel von der Frauen=Emancipation.“ In durchaus würdiger Weise zigt der Verfasser, daß die Lösung der Frage, ob das Weib

dem Manne in jeder Beziehung gleichgestellt werden könne, heutigen Tages gar noch nicht spruchreif ist, weil alle Vorbedingungen zur Aneignung gleicher Bildung fehlen. Es kann hier nicht der Weg der Theorie betreten werden, sondern es müssen Thatsachen sprechen, es müssen Erfahrungen gesammelt werden, die zur Stunde noch vollständig fehlen. Die bisherige Erziehung der Mädchen ist eine verkehrte; niemals wird die Erziehung zum Menschenthume, sondern stets zu einem Zwecke, sei es der Hausfrau, der Lehrerin oder dgl. in's Auge gefaßt; es muß demnach bei der Verbesserung des Elementarunterrichtes begonnen und mit dessen Erweiterung fortgeföhren werden, beim „gelehrten“ Weibe widert uns eben nicht das Vorhandene, sondern das Fehlende der Bildung an. Es gibt nur Einen Weg zur Emanzipation — den wahrer Bildung und Gsittung! Alles Andere ist Schwindel.

Sommerfeld's Aufsatz über „Schwindel und Spiel“ beleuchtet gleichfalls eine Krankheitsphase unserer Tage. Das Wort und der Begriff der „Speculation“ wird seinem wahren Werthe nach besprochen und die meist irrigen Ansichten in höchst klarer und faßlicher Weise berichtigt. Es wird darauf hingewiesen, „daß nur Eine Thätigkeit des Menschen würdig ist, daß es nur Einen ehrenvollen Beruf in der Welt gibt: die Arbeit; nur Ein Ziel, das des Schweisses der Edlen werth ist: Güter erzeugen und nützliche Dienste leisten.“

Belehrend und vom praktischen Werthe sind endlich sämmtliche Aufsätze, welche in das Gebiet der Landwirthschaft einschlagen, wofür die Namen des Dr. Breitenlohner, Dr. Gohren und Schmitt bürgen. Der Erstere bespricht die Geschichte des Ackerbaues und zeigt dessen Fortschritte, wobei die Richtigkeit des Grundsatzes, daß man es eben so machen müsse, wie der Vater und Großvater, ecörtert und bewiesen wird, weil, wenn der Vater und Großvater dem Fortschritte nicht gehuldigt hätte, man noch heute bei der Bearbeitung des Bodens durch Ochsenrippen stehen würde. Gohren, dessen großes Werk dem Verfasser einen europäischen Ruf verschaffte, spricht über die Möglichkeit, die Nährkraft der Futtermittel zu erhöhen und Schmitt über ländliche Wohnhäuser in anregender Weise.

Einige kleinere ökonomische Aufsätze, so wie interessante Miscellen schließen den Kalender, welcher an Reichthum und Gediegenheit des

Inhalts seine Vorgänger noch übertrifft. Für Freunde der Unterhaltung ist durch Lipperts Kulturbild „Ein Kampf um's Recht“ und durch die heitere Erzählung von Neumann-Strela: „Ein Sonntagsausflug zur Zeit der Leipziger Messe“ angenehm geforgt. Die Holzschnitte, die dem Ganzen beigegeben sind, erhöhen den Werth desselben. **Wr.**

Bibliographie.

A.

- Barrande** Joach., Trilobites. I. Résumé général de nos études sur l'évolution des Trilobites II. Distribution verticale des Trilobites. dans le bassin silurien de la Bohême. III. Parallèle entre les Trilobites et les Céphalopodes siluriens de la Bohême. IV. Epreuve des théories paléontologiques par la réalité. (Extrait du „système silurien du centre de la Bohême.“) gr. 8. (VI, 282 S.) Prag 1872. Leipzig, Gerhard.
- Bonaventura**, Kirchenlehrer, sieben kleinere Schriften. Aus dessen sämtlichen Werken genommen. Uebersetzt und mit einer Vorrede begleitet von Nikolaus Casseder. 2. Auflage. 8. (XXIII, 356 S.) Prag, Tempstky.
- Cffays**, moralpolitische. Vom Verfasser der Broschüre „Oesterreichisches.“ gr. 8. (III, 140 S.) Prag, Rziwnač.
- Fontes rerum Bohemicarum**. Tom. I. Vitæ sanctorum. Fasc. 2. gr. 4. (S. 121—128.) Prag, Grégr & Dattel in Comm.
- Formularien** zur Notariats-Ordnung vom 25. Juli 1871, R.-G.-Bl. Nro. 75 und 76 mit d. Anh. der einschlägigen Bestimmungen dieses Gesetzes und einem Auszuge aus dem Stempel- und Gebührengesetze. Herausgegeben vom Vereine der Notare im Königreiche Böhmen. gr. 8. (XI, 139 S.) Prag, 1871, Dominicus.
- Friedländer**, Dr. M., Ben Dosa und seine Zeit oder Einfluß der heidn. Philosophie auf das Judenthum und Christenthum in den letzten Jahrhunderten des Alterthums. 8. (93 S.) Prag, Calve.
- Hafner**, Dr. Jos. v., Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Eine Studie. gr. 8. (47 S.) Prag, Calve.
- Leonhardi**, Prof. Dr. Herm. Freiherr von, Das Verhältniß von Schule, Staat und Kirche. Str.itschrift und Thesen aus Anlaß des von G. A. Todtenhaupt vorgeschlagenen Volkslehrerseminärs. (Aus „Die neue Zeit.“) gr. 8. (31 S.) Prag, 1871. Tempstky.
- Nach E.**, Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Vortrag gehalten in der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften am 15. Novemb. 1871. gr. 8. (58 S.) Prag, Calve.
- Malleus hæreticorum**, das ist: Römisch-katholische Briefe zur gründlichen Abfertigung der schrecklich um sich greifenden alt-katholischen Ketzerei. gr. 8. (16 S.) Prag, Tempstky.
- Mittheilungen** des Central-Comités für die land- und forstwirtschaftliche Statistik des Königreichs Böhmen betreffend das J. 1870. (Als Fortsetzung der früheren Rechenschaftsberichte.) Lex.-8. LXX, 38 S. mit 5 Chromolith. in qu. 4. Prag, Calve in Comm.
- Ohorn** L. A., Der Dorfengel. Preis-Novelle, 8. (VII, 184 S.) Prag, Hunger.
- Obentraut**, Ad. Ritter von, Das Strafrecht der Gemeinde. Handbuch für den Gebrauch der Straffenate der Gemeinden. 2. Aufl. Prag, 1869. Steinhäuser.
- Purkyně**, Joh., Austria polyglotta. gr. 8. (59 S.) Prag, Grégr & Dattel.
- Reliquiæ tabularum terræ regni Bohemias anno MDXLI. igne consumptarum**. Edidit Jos. Emler. Tom. II. Vol. 1. gr. 4. (S. 1 bis 104.) Prag, Grégr & Dattel in Comm.
- Ricard**, Ans., Manuel d'histoire de la littérature française, résumé encyclopédique à l'usage des maisons d'éducation et des aspirants au diplôme de professeurs de français. 8. (VI. 306 S.) Prag, Calve.
- Tauler's** Joh. Medullæ animæ oder von der Vollkommenheit aller Tugenden und sämtliche Briefe desselben. Nach der lateinischen Ausgabe des L. Surius. Nebst 10 Briefen gleichen Inhalts des heil. Johannes vom Kreuz. Uebersetzt und bearbeitet von Nikol. Casseder. 2. Aufl. gr. 8. (VIII, 268 S.) Prag, Tempstky.
- Schebek**, Dr. Edm., Das Handelsregister nach dem allgemeinen Handelsgesetzbuche. Gutachten der Handelssektion der Handels- und Gewerbekammer in Prag. II. Lex.-8 (XIII, 76 S.) Prag, Hunger.
- Schmied**, Ant. Ad., Die Verhältnisse der Landwirtschaft in Böhmen. Auf Grundlage des Thatbestandes vor Ende Dec. 1870 darge-

- fielt. 1. Bd. Die landwirthschaftliche Production. gr. 8. (VIII, 274 S.) Prag, Calve.
- Schäg,** Dr. J., Medicinische Casuistik. Nach eigenen Erfahrungen zusammengestellt. 1. Bd. gr. 8. (XVI, 334 S.) Prag, Calve.
- Situations-Plan** von Prag. Lith. Fol. Prag. Reiniger & Co.
- Stubba A.,** Aufgaben zum Zifferrechnen für Schüler in Stadt- und Landschulen. (In 6 Hefen.) 6 Aufl. 8. Buzlau. Appun.
- Taschen-Ausgabe** der Gesetze für das Königreich Böhmen.
- — **Nr. 55.** Handels- und Schiffahrts-Vertrag zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Spanien vom 24. März 1870. Tarif für die Einhebung der Einfuhrzölle von den aus dem Auslande und den überseeischen Provinzen nach der Halbinsel und den balearischen Inseln gelangenden Waaren. Concessions-Urkunde zum Bau und Betriebe einer Locomotiv-Eisenbahn von Lieboch nach Wies, mit einer Abzweigung nach Stein, vom 8. September 1871 und einer Eisenbahn von Lemberg über Strzy an die ungarische Grenze, vom 22. October 1871. Verordnung des Justiz-Ministeriums, wodurch die Errichtung eines Gewerbe-Gerichtes in Wien für die Maschinen- und Metallwaaren-Industrie verfügt wird, vom 13. November 1871. Gesetz, betreffend die Abänderung der Landesordnung für die Markgrafschaft Mähren vom 26. November 1871; nebst 13 in dem Zeitraume vom 17. November bis 30. Dezember 1871 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen, kais. Patenten, Concessionsurkunden, Verordnungen zc. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.
- — **Nr. 56.** Instruction zum Vollzuge des allgemeinen Grundbuchs-Gesetzes vom 12. Januar 1872 sammt den einschlägigen Verordnungen betreffend die Prüfung der Grundbuchsbeamten vom 10. Juli 1855 und der Instruction für die Depositen-Aemter vom 16. November 1850 nebst 3 in dem Zeitraume vom 1. bis 13. Januar 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen, Staatsverträgen und Erlässen. Com-
- mentirt von einem praktischen Juristen. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.
- — **Nr. 57.** Die neue Maß- und Gewichts-Ordnung vom 23. Juli 1871 sammt der einschlägigen Verordnung des S.-M. vom 17. Februar 1872, dem Punzirungs-Gesetze vom 26. Mai 1866 und dem Finanzministerial-Erlaß wegen Vereinigung der Controlamtszeichen mit den Feingehalts-punzen vom 10. März 1872. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem Anhange enthaltend Erläuterungen und praktische Beispiele zur Umrechnung der alten Maße und Gewichte in das metrische Maß und umgekehrt. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.
- — **Nr. 58.** Das Disciplinar-Statut für Advocaten und Advocatur-Candidaten vom 1. April 1872 sammt der Advocaten-Ordnung vom 6. Juli 1868. Commentirt von einem praktischen Juristen und mit alphabetischen nach Schlagwörtern geordneten Materienregistern versehen. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.
- Vorträge** über Eisenbahnbau, gehalten an verschiedenen deutschen polytechn. Schulen, begonnen von Dr. E. Winkler. 3. Heft. gr. 8. Prag, Dominicus.
- Frödlowsky,** Dr. Ferd., Untersuchungen aus dem österr. Civilrecht mit Berücksichtigung des röm. Rechts und der neueren Gesetzbücher. gr. 8. (XIII, 172 S.) Prag, Dominicus.

C.

Kraft, Dr. Guido, Ein Großgrundbesitz der Gegenwart. Monographische Skizze der Besitzungen des Fürstenhauses Schwarzenberg in Böhmen als Beitrag zur Frage der Selbstverwaltung oder Verpachtung von Großgütern in Oesterreich. Mit 4 lith. Taf. gr. 8. (VII, 344 S.) Wien, Farsy & Frick.

Menzel Wolfg., Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1860-1870). Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1866—1866“ und des „Deutschen Krieges von 1866.“ (1. Bd. 472 S., 2. Bd. IV. und 492 S.) Stuttgart, Krabbe.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landeschulinspektor.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

G e s c h i c h t e.

I.

Emler: Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae pars II. annorum 1253—1310.

Die Fortsetzung der Regesten Erbens durch den kundigen Emler wird wohl von allen Fachgenossen auf das Lebhafteste begrüßt werden. Es erschienen bis jetzt zwei Lieferungen ziemlich rasch hintereinander, die die Zeit von 1253 bis 1272 in 797 Regesten behandeln, und bei dem bekannten Fleiße des Herausgebers dürfte wohl die Vollendung des zweiten Bandes, der bis 1310 reichen soll, in nicht allzugroßer Ferne anzuhoffen sein. In der inneren Einrichtung des Regestenwerkes hielt sich Emler fast slavisch an das Beispiel des ersten Bandes, was wohl nicht so absolut notwendig und schon deswegen nicht unbedingt anzupfehlen war, da es galt, vielleicht nur an Kleinigkeiten die bessernde Hand anzulegen. So pflegt man jetzt z. B. in Urkundenbüchern die Zuthat des Editors von dem Urkundentexte schon durch verschiedene Schriften erkenntlich zu machen, eine Übung, durch deren Durchführung die Regesten, die so viele wörtliche Bestandtheile der Urkunden bringen, nur hätten gewinnen können. Dabei wäre Emler vielleicht auch auf eine rationellere Behandlung der Überschriften gekommen, wie es wohl auch möglich gewesen wäre, bei der Orthographie der Urkundentexte festere Grundsätze zu beobachten. Es ist jetzt allgemein üblich, bei der Herausgabe lateinischer Urkunden i und u nur vokalisch, j und v nur konsonantisch zu behandeln; denn welchen Nutzen kann es haben, volgariter, alijs etc. (Nr. 438, 440 u. v. a.) statt vulgariter aliis zu drucken. Will man aber etwa dem Originale konsequent getreu bleiben, so dürfte man nicht praedictae, praebendae, suae etc. schreiben, da sich doch sicherlich im Originale für ae ein einfaches e vorfinden dürfte. Eben-

IV.

Am 20. März 1873.

so wird wohl auch in den meisten Fällen das t vor i mit einem zweiten Vocale als e zu lesen und zu drucken sein. Ob nicht ferner es besser gewesen wäre, auch nach dem Punkte die Minuskel zu gebrauchen, die Majuskel dagegen nur bei Orts- und Personennamen, nicht aber auch bei den Monatsnamen anzuwenden, und über andere dergleichen Dinge könnte man streiten. Aber was wir mit Bestimmtheit vom Herausgeber erwarten, das sind Erläuterungen zu den Regesten, und wenn diese auch erst am Schlusse des Bandes folgen dürften. Mit einer oder zwei Seiten Bemerkungen, wie sie der erste Band hat, können wir uns nicht zufrieden stellen.

Da die Regesten sehr häufig den Urkundentext bringen, so ist wohl die Frage nach der Treue des Abdruckes eine berechtigte. Wir zweifeln nun nicht im Geringsten, daß im Allgemeinen nur wenig Irrthümer dem Herausgeber unterlaufen sind, wenigstens in allen solchen Fällen, wo er selbst die Originalien vor sich hatte. Wo er nach von Andern angefertigten Copien edierte, wäre aber etwas mehr Vorsicht am Platze gewesen, auch wenn Palach selbst die Copie angefertigt hätte. Wir wollen unsere Behauptung durch die Anführung eines Falles rechtfertigen.

Seite 204 und 205 bringt (Nr. 531) den größeren Theil des Textes einer Urkunde aus dem Saazer Urkundenbuche Fol. 7 nach einer Copie, die, wie der Herausgeber ausdrücklich bemerkt, von Palach angefertigt wurde. Der Saazer Coder liegt mir gegenwärtig zufällig zur Einsicht vor, und wenn ich nun die Palach'sche Copie mit dem Originale vergleiche, so stoße ich auf gar nicht wenig Lesefehler, die nun natürlich Emler ganz unbewußt bringt. Es sind folgende:

Zeile 2 Zacz soll heißen Sacz.

„ „ der Punkt nach vel. falsch und sehr beirrend.

- Zeile 9 fehlt nach „causes omnes“ das Wort „singulas“.
- „ 13 wayhost, steht deutlich im Originale „weglose“ was auch in der Note von Emler berichtigt wird.
- „ „ retardetur soll h. retardabitur.
- „ 14 impediatur soll heißen impediatur.
- „ 16 Gerossius „ „ Jerossius.
- „ „ Zulislaus „ „ Sulislaus.
- „ „ Hirzso „ „ Huzso.
- „ „ purgravius s. h. Purentinus,
- „ „ Chlingenberg s. h. Chlingenberch.

Wer erinnert sich nicht angeichts dieser nicht geringen Zahl von Lesefehlern in 16 Zeilen an jenen ungeheueren Pathos, mit dem einstens Palacky die Errores Höfners in den „Geschichtsschreibern der Hussitenzeit“ rügte! (Hyrzo und purgravius ist wohl eine gute Emendation, sollte aber als solche bezeichnet sein.)

Als Druckfehler erwähnen wir zu Nr. 608, wo es statt 17. 27. März heißen soll.

L. S.

Krebs Julius Dr. — Christian von Anhalt und die Kurpfälzische Politik am Beginn des 30jährigen Krieges (23. Mai — 3. Oktober 1618). Leipzig, Ducker und Humblot 1872. 8°.

Es muß uns Deutsche in Böhmen immer freuen, das geheimnißvolle Halbdunkel, welches im Großen und Ganzen um die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges, so zu sagen um die Strukturen ihrer Entwicklungsperiode immer noch dämmt, durch Spezialarbeiten mehr und mehr enthüllt zu sehen. Gerade diese Periode, die mit Sturmgewalt ganz Deutschland und in erster Reihe Böhmen in die größten Erschütterungen versetzte, ist nicht das Schooßkind unserer heimischen Forscher, denen freilich erst die wissenschaftliche Begründung der mit Sage und Dichtung buntberquidten geschichtlichen Urzeiten als erste Aufgabe zugewiesen war, die auch einen großen Theil ihres Schaffens in kampfbereiter Abwehr in der Richtigstellung von Entstellungen, in der historischen Feststellung nationaler Existenz erschöpfen mußten. Und der berufene Forscher dieser gewaltigen Periode Prof. Dr. Gindely ist leider durch Krankheit in der Fortsetzung seiner allerwärts mit Freude und vieler Anerkennung aufgenommenen Vorarbeiten behindert. Mit vieler Reugier, mit vieler Freude haben wir

dies eben erschienene Büchlein mit dem vielversprechenden Titel zur Hand genommen, das einer Inauguraldissertation seine Entstehung verdankt. Christian von Anhalt ist in der That eine geschichtliche Erscheinung, welche eben so sehr die Aufmerksamkeit des Forschers, als das Interesse des Geschichtsfreundes zu beanspruchen berechtigt ist. Abgesehen von einem hervorragenden Talente und einem kühnen Muthe, den er bei Kämpfen und Schlachten von Jugend ab zeigte, war er die Seele jener vielverzweigten, durch ganz Europa gehenden Bewegung, die dem Ausbruche der gewaltigen Eruption durch mehr als ein Jahrzehent voranging. Er allein verknüpfte mit kluger Überlegung die diplomatischen Fäden in Frankreich wie in Böhmen, das er schon als 14jähriger Knabe (1583) bereist hatte, unter den Fürsten Deutschlands ebenso wie mit dessen Kaisern; er, der begeisterte Protestant, wußte dem Starrsinn der Calvinisten ebenso Rechnung zu tragen, wie der Dogmenstecherei der Katholiken. Seiner Umsicht, seiner klugen Vermittlung ist das Zustandekommen der protestantischen Union vorzüglich mitzudanken. Sich zum Hort des Protestantismus berufen glaubend und mit fast fatalistischer Sicherheit auf den Sturz des Hauses Habsburg und der bitter gehafteten Spanier rechnend, ist er unerschöpflich in Erfindung und Erklügelung von diplomatischen Kunststücken und Combinationen, diesen zu beschleunigen, unerermüdet mit einer seltenen Energie nach dem einen Ziele strebend, allein — in tausend Mitteln und Mittelchen, welche in buntem Wechsel zu Hilfe gezogen werden, sich zersplitternd. Heute Intriguant, dessen Hand in Böhmen und Österreich unter den unzufriedenen Protestanten das Feuer schürt, tritt er, morgen mit dem Mantel der Ehrlichkeit auf die Bühne als offener Parteigänger, heute ein Cincinnatus und morgen Waghals bis zum Neufürsten, heute der Politiker im Großen und morgen — kleinlich bis zum Kleinlichsten. So hat er viel gewollt, viel angestrebt, und — nichts oder nur sehr wenig durchgeführt. Gerade aber eine solche quecksilbrige, agitatorische Natur brauchte die damalige Zeit, brauchte der Protestantismus, freilich neben ihn und für sie auch einen besseren politischen Luther als den Pfälzer Friedrich IV. der mit genialem Blicke die Situation zu übersehen und zu erfassen vermocht hätte. Anhalt konnte wohl der Zweite, nie aber der Stützpunkt der Bewegung sein, die nie er, sondern

die ihn beherrschte. Jedenfalls aber wird das Bild dieses Mannes, der nach einem rastlos thätigen Leben mit so wenig Erfolg in das Grab ging, in historischer Treue durchgeführt, hohes Interesse erwecken. Das Charakterbild eines derartigen schwankenden Mannes mit treffender Schärfe durchzuführen, ist dem Verfasser nicht zur Gänze gelungen. Derselbe läßt sich öfters von den Ereignissen zu sehr gefangen nehmen und drängt dadurch die Gestalt seines Selben etwas zurück. Dies gilt ganz insbesondere von der Mission des Grafen Salm nach Prag, von den Unterhandlungen der Pfalz um die böhmische Krone, die im Interesse des Helden viel schwächer hervortreten mußten; dagegen durfte den Verhandlungen Anhalt's mit dem Führer der österreichischen Protestanten Eschernembl, sowie mit dem berühmten Peter Wolf Urstinus viel mehr Raum als der einer kurzen Notiz gegönnt werden. (S. 40.) Sehr Wunder nehmen muß es uns, daß der Verfasser wohl Ritters Unionsgeschichte, gar nicht aber die bereits 1870 von der Münchener historischen Kommission herausgegebenen „Briefe und Akten“ desselben Verfassers, die doch so viel schätzenswerthes Material für die ersten Partien seiner Arbeit, so viele Beiträge zur Charakteristik Anhalts, seiner Räte Levin von Börstel, Dr. D. Eroll, l'Escuyer und aller in dem großen Drama handelnd aufgetretenen Persönlichkeiten enthalten, gekannt zu haben scheint. Ueberhaupt scheint der Verfasser in der Benützung des Schriften- und Quellenmaterials nicht mit historischer Rigorosität und auch nicht mit Um- und Ubersicht vorgegangen zu sein. Bei Schilderung von Maximilians Parteistellung in dem Streite, seiner Vermittlungsversuche, seiner Unterhandlungen mit dem Kurfürsten dürfte Hurter's ausgezeichnetes Werk kaum von einem Forscher übergangen werden. Wie weit endlich die Mißstimmung des Verfassers über Gindely's Art und Weise, Archivalien zu citiren, gerechtfertigt ist, entzieht sich unserem Urtheile; der dolus malus oder die Annahme einer absichtlichen Irreführung anderer Forscher fällt jedoch bei der bekannten Gewissenhaftigkeit unseres heimischen Geschichtsforschers sicherlich hinweg. Was aber den Verfasser bewogen hat, die Aktenstücke des von ihm durchforschten Bernburger Archivs nicht mehr nach Registranden anzuführen, ist uns unklar. Der eigentliche noch zu gewärtigende Biograph Christian von Anhalts wäre ihm jedenfalls dankbar gewesen, wenn

ihm die in dem Werkchen gegebene Skizze zugleich ein brauchbarer archivalischer Wegweiser geworden wäre!

l. r.

L i t e r a t u r.

Liebe und Leben. Sonettenbuch von Karl Victor Hansgirk. Prag 1873, Calve'sche Univeritätsbuchhandlung. (Ottomar Bayer.)

Herr K. V. Hansgirk, welcher sich als Dichter und Schriftsteller bereits verdiente Anerkennung und einen sehr guten Namen verschaffte, tritt diesmal mit einem Buche vor uns hin, welches wir als ein in unserer Zeit fast gewagtes Unternehmen betrachten müssen; es ist eine poetische Gabe, die blos aus Sonetten besteht!

Ist zwar das Sonett schon seit längeren Zeiten in Deutschland vielfach gepflegt und gehegt worden, so daß wir seinen fremden Ursprung kaum mehr bemerken, hat es gleich — um mit Grammatikern zu reden — bereits das deutsche Bürgerrecht erhalten, so scheint doch die knappe, mit vierzehn Zeilen abgeschlossene Form, die sich noch überdies in engen künstlichen Grenzen bewegt, mehr für Darstellung vereinzelter Gefühle, Gedanken und Ideen geeignet, als für ein größeres, zusammenhängendes Ganze, wie wir es von einem „Sonettenbuche“ erwarten. Es ist dies um so mehr der Fall, je mehr wir uns immer daran erinnern müssen, daß das Sonett rein lyrischen Ursprungs ist, und daß demnach das Einheitsband, das sich durch eine fortgesetzte Reihe von Sonetten schlingt, selbst lyrischer Natur sein muß und demnach eine epische Breite nicht verträgt.

Fragen wir nun, wie unser Dichter dieser Schwierigkeit begegnet ist, so finden wir, daß er mit richtigem Takte und seinem Dichtergefühle das geistige Bindemittel, welches die einzelnen Sonettchen zusammenhält, überall durchleuchtet läßt und so das ganze Werk zu einem befriedigenden Abschlusse führt. In dem Eingangsgedichte „Liebe und Leben“ spricht er diese Idee aus, und demnach zerfällt auch sein Buch in zwei Abtheilungen, von denen Jede mit einem „Motto-sonett“ eingeleitet wird. Zwar entstanden diese Motto-sonette, wie er uns in der Vorrede selbst angibt, zuletzt, als alle anderen schon fertig waren, blos, um allenfalls als ein in Sonettenform gegebener getreuer Index zu gelten, „allein sie geben uns

eben den Fingerzeig und Wegweiser für das Zusammengehörige und zeigen uns gleichsam die innere formale Struktur.

Dennoch müssen wir gestehen, daß sich uns die erste Abtheilung „Liebe“ gegliederter und conziser darstellt als die zweite, in welcher mehr scheinend Heterogenes aneinander gereiht erscheint.

Es ist in dieser ersten Abtheilung eine Art Steigerung der Gefühle vorhanden, die uns bis zum Schlusse in steter Spannung erhält, es wird künstlerisch ein psychologisches Interesse erweckt und das geheime Weh und die tiefen Freuden des Menschenherzens mit warmen, tief empfundenen Tönen uns vorgestrichelt, die ein ewiges Echo in unserer Brust erwecken, wie es eben bei dem „rein Menschlichen“ stets der Fall ist.

Diese Abtheilung zerfällt in vier Partien. Die erste ist überschrieben „Der Liebe Bild“ und ist eine besonders künstliche, aus 15 Sonetten bestehende Reimverschlingung, ein sogenanntes Meister-sonett, das in seiner Form der Glosse nachgebildet ist, in der Behandlung aber größere Schwierigkeiten bietet als letztere. — Die zweite, aus ein und dreißig Sonetten bestehende Partie: „Der Liebe Dual“ überschrieben, führt uns in den eigentlichen Herzensroman hinein und enthält tiefe Gefühle des Scherzes, die sich in den beiden Theilen der dritten Partie „Der Liebe Erinnern“ in sanfter Wehmuth auflösen, um in der vierten Partie „Der Liebe Glück“ zu einem versöhnenden Abschluß zu gelangen.

Bunter gestalten sich die Bilder der zweiten Abtheilung. Sie beginnt mit „Des Kindes Christnachtzeit“, die aus acht Sonetten besteht. Wir müssen diese acht Sonette, trotz des Trefflichen, welches sie vielfach enthalten, dennoch als den schwächsten Cyklus bezeichnen, indem selbst sprachliche Härten vorkommen, z. B. im Sonett Nr. 1: „Ich sah den Baum voll lauter Früchten nicht“ oder der Ausdruck „Plauschen“ in der 8. Zeile des 5. Sonetts. Bei der sonstigen reinen Form, in welcher der Dichter seine Stoffe behandelt, fallen derlei Härten, die sich bei einer Revision leicht werden beseitigen lassen, natürlich um so mehr auf. Doch finden wir auch in diesem Cyklus wahre und tiefe Empfindungen.

In den nun folgenden „Physiognomien und Gestalten“ reiht der Dichter einen bunten Kranz von Perlen echter Dichtkunst an-

einander. Charakteristisch sind die wirklich poetischen Darstellungen der einzelnen Figuren, welche der Dichter epigrammatisch uns vorführt. Wir wollen, um im Allgemeinen den Geist zu kennzeichnen, der in diesen bunten Gestalten lebt, ein Sonett hersehen, welches die Überschrift „Der Gipsfigurenhändler“ führt. Es lautet:

„Du Roma's Spätsohn mit den wüsten Haaren,
Was wiegst Du auf dem Haupte so geschickt?
Hier Cicero, der ernst herunter blickt,
Ein Gladiator da, dort stille Laren! —

Du weißt die Größen einer Welt zu paaren,
Auf Deinem Haupte, Deinem Rücken drückt,
Was einst die Erd' beherrscht und entzündet,
Du aber selbst versankst zu den Barbaren!

Ja, Spielwerk, Schatten wurden nur und
Scherben,

Die großen Väter und die mächt'gen Ahnen,
Im Gips sich noch Erinnerung zu erwerben.

Du aber, nackter Proletarierbube,
Du wußtest Schwur und Anmuth noch
zu erben,

Und alles And're sank in Sarg und Grube.“

Auch die zehn Sonette mit der Überschrift „die Armen im Riesengebirge“ sind vorzüglich gelungen und gehört namentlich das erste Sonett zu den besten und vollendetesten der ganzen Sammlung. Besonders trefflich ist der Schluß:

„Wie?— In den Fenstern Rosen? Nur bedecken
Ja sollen sie — die innen seufzt, — die Dual,
Nur übergänzen Noth und Leid und Schrecken.

Ihr wollt die Rosen vor den Fenstern wecken,
Die Euch die Armuth von den Wangen stahl,
Sie werden bald wohl übers Grab sich strecken.“

Von nicht minder tiefer Empfindung sind die sechs Sonette zu „Aller Seelen“ und die dreizehn weiteren, welche der im Jahre 1867 verstorbenen Schwester des Dichters gewidmet sind. Mit einem poetischen Epiloge schließt das Buch ab.

Was die Form anbelangt, so sind die meisten Sonette sorgfältig geglättet und ausgearbeitet, die Reime fast durchwegs rein und schwungreich. Dagegen können wir uns mit der Aenderung des Reimschemas in den ersten acht Versen nicht so ganz einverstanden erklären, wir halten solche „Erweiterungen“ für keinen Gewinn, sondern wohl mehr für den

Kern einer bestimmten Dichtungsform, die eben nur in ihren eigenen Gesetzen und Beschränkungen existirt. Da übrigens Hans G. nicht der Erste der Sonettisten ist, welcher von dieser größeren Freiheit in Handhabung der Sonettenform Gebrauch macht, so bedarf er hiefür nicht einmal jene Entschuldigung, welche er in seiner „Vorrede“ vorbringen zu müssen glaubt.

Auch über den Zweck der Erscheinung dieses poetischen Werkes gibt uns die Vorrede Aufschluß. „Nicht blos einen literarischen“ — sagt nämlich der Dichter — „auch einen humanistischen und gemeinnützigen Zweck hoffe ich durch die Herausgabe dieses Sonettenbuchs zu erreichen. Als derzeitiger Bewohner der alten Bergstadt Soachimsthal habe ich es oft schmerzlich empfunden, und viele der Mitbewohner werden es eben so oft peinlich mitgeföhlt haben, welsch' ein unerquicklicher Ruheplatz aller bald und später Abberufenen harret. Wenn ich daher den Reinertrag dieses Sonettenbuches der Regulirung und Verschönerung des Soachimsthaler Friedhofs widme, so glaube ich hiedurch zur Verwirklichung eines dringenden lokalen Bedürfnisses den Anstoß gegeben und viele Freunde der Literatur zur Spendung einer Wohlthat aufgefordert zu haben.“

Möge das Werkchen eine recht zahlreiche Verbreitung finden, um auch diesem Zwecke genügen zu können.

Gewidmet ist das Buch Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzoge Ludwig Salvator, Prinz von Toskana, dem Verfasser des Werkes „der Golf von Buccari-Porto-Ré, dann „über die Balearen,“ dem unermüdlischen Touristen, der seine Reiseindrücke mit Feder und Griffel fest hält und mit den Früchten seiner Beobachtungen das Publikum erfreut.

Und so scheiden wir denn von dem Dichter des „Sonettenbuchs“ mit herzlichem Danke für die neue poetische Gabe und dem Wunsche, ihm recht bald wieder auf dem Felde der Dichtkunst zu begegnen.

Kw.

„In der Einöde.“ Eine Geschichte in zwei Büchern von P. K. Rosegger. Pest. Verlag von Gustav Beckenast. 1872.

Es ist eine alt hergebrachte, aber schon seit manchem Jahrzehnte nicht mehr stichhältige Meinung, daß die Erscheinungen auf dem Gebiete der poetischen Literatur, die aus dem Süden Deutschlands, — aus Oesterreich kom-

men, gewöhnlich nur von mäßigem Werthe seien, gewiß aber niemals den dichterischen Produkten der norddeutschen Muse Concurrenz machen können. Man lese nur in unseren literaturkritischen Organen und man wird oft genug solcher und fast ausschließlich nur dieser Ansicht begegnen. Man dürfte kaum eine, wenn noch so bündereiche Literaturgeschichte finden, in der nicht die gesammte „Oesterreichische Literatur“ auf einen halben Druckbogen zusammengedrängt ist, wenn man alle ein- oder zweizeiligen über die österreichischen Dichter zusammen sucht. Hat es ja selbst Grillparzer in keiner Literaturgeschichte zu einer kaum zehn Zeilen langen Beachtung gebracht! Und diese ist zumeist bei weitem mehr Verspottung des Verfassers des Schicksalsdrama's „die Ahnfrau,“ als richtige Würdigung seines Gesamtwertes als Dichter. Es ist hier nicht der Ort, durch eine allgemeine literaturgeschichtliche Betrachtung der dichterischen Bethätigung Oesterreichs solche vielverbreitete Vorurtheile zu bekämpfen und Namen anzuföhren, die zu den besten und klangvollsten in unserer Nationalliteratur zählen; aber es ist nur billig, gelegentlich einer wahrhaft gehaltvollen und durch und durch vollendeten dichterischen Publikation aus dem gern und vielverkauften Sünden auf solche ungerechtfertigte Aburtheilungen zurückzukommen und die Bedeutung einer echten Dichtung nicht zu verschweigen.

Eine echte Dichtung ist uns in Rosegger's Geschichte „In der Einöde“ geboten. Man darf sie ohne Bedenken mit zu dem Besten zählen, was uns die Literatur der Volksgeschichten seit Immermanns „Oberhof“ im „Münchhausen“ gebracht hat. Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit sind Vorzüge des Buches, die es vielfach über die landläufigen, zusammengefügten Romane, Novellen und Erzählungen mit all ihrer spannenden und fesselnden Würze erheben. In diesen Vorzügen hat Rosegger seinem Buche auf jeder Seite den wahren und einzigen Stempel der Poesie aufgedrückt, indem er die Wirklichkeit, wie sie ist, lebt und lebt, sich im Gewande der Dichtung wieder spiegeln läßt, ohne daß er dabei nur einmal in's Alltägliche und Allzunüchterne verfiel. Es sind da keine gemachten Conflitte, keine eingeschmuggelten Verwicklungen nach Bedarf, mit denen einzig und allein so mancher Sensationsroman

und manche Salonnovelle zu Stande kommt, es sind da keine mühsam zusammengedachten und geschriebenen Empfindungen, keine wesenlose Charaktere und Gestalten, es — sind naturgemäße, aus dem wirklichen, ureigenen Leben des Volkes genommene Verhältnisse, Licht- und Schattenseiten, die Kosegger seiner Dichtung zu Grunde legt, es ist wahrhafte Empfindung, — es sind lebenswarme und lebenswahre Gestalten, die der Dichter mit einer seltenen, anmuthigen und reizvollen Sprache schildert und mit unverkennbarem Talente zeichnet. Wer sich einmal mit dem herrlichen „Heidepeter,“ — dem „Dalkerdbauern“ und dessen treuem, duldsamen Weibe, dem sinnenden und forschenden „Gabriel“, des „Dalkerd's Sohn, — in dem Kosegger sich selbst vor Augen hatte — und dessen liebevoller Schwester „Regina“ befreundet, wer einmal die plaudersüchtige „Zapfenwirthin“ und ihren ungerathenen „Davidl,“ die „Einsicht=Res“ mit ihren Erlebnissen und ihrem traurigen Geschehe kennen gelernt, wer die Junggesellenwirthschaft im „Saberthurmhof“ mit angesehen, wer alle die verschiedenen mit Meisterhand gezeichneten Charaktere und Figuren in voller Urwüchsigkeit in Kosegger's Erzählung leben und handeln gesehen hat, wird sich nur ungern von ihnen trennen, wenn er das Buch aus den Händen legt.

Kosegger ist so recht der Dichter des ländlichen Naturlebens. Das schlichte Bergvolk, die Bewohner der Alm mit ihren Leidenschaften, Tugenden und Fehlern, mit ihren Sitten und Gewohnheiten, die Großartigkeit der Alpennatur in all ihrer Mannigfaltigkeit, der innige Zusammenhang, in dem hier Volk und Natur stehen, welches Verhältniß schon ohne die schaffende Phantasie des Dichters häufig als zur Wirklichkeit gewordene Poesie erscheint, — das sind die Elemente, die Kosegger mit seinem unverkennbaren Talente und seiner trefflichen Darstellungsgabe zu seinen Dichtungen verarbeitet. Dazu kommt noch die wärmste Liebe zu seiner Heimat, die ihn bei seinem dichterischen Schaffen begeistert und die nicht verfehlt, seinen Poesien jenes wohlthuende und lebendige Gefühl einzuhauchen, das bald das Gemüth des Lesers mit in Anspruch nimmt. Während dem Dichter auf seinen Bergen und unter deren Volke Alles zur Poesie wird, die in ihrer Ungezwungenheit des lieblichsten Zaubers und Reizes nicht entbehren kann, fühlt er sich

aber, sobald er die Städter und das Leben der Stadt aufsucht oder andere Menschen, als sie ihm die Alm bietet, schildern will, — eingengt, unsicher, kälter und nachtrner. Er hat seine Sphäre, in der er groß ist, verlassen! Wie verblichen, wie schatten- und schemenhaft erscheinen nicht z. B. in der „Einöde“ der Graf Frohn und dessen Sohn Alfred gegen die lebensvollen Gestalten der Aelpler! Der Dichter mochte selbst gefühlt haben, daß er damit ein Gebiet betrete, in dem er weniger heimisch sei, denn er hält die beiden Frohn's, wo nur möglich, so ziemlich im Hintergrunde, und das Meiste von ihnen und über sie erfahren wir aus dem Munde der Einobbewohner. Professor Frei spielt gar nur nominell eine Rolle, obwohl er auf Gabriels Geschehe vom größten Einfluß ist.

Kosegger's frühere Schriften („Geschichten aus Steiermark“, „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt“ zc.) haben verdienstermaen seitens der Kritik allgemeine Anerkennung gefunden. Oft wurde der Dichter in seinem ganzen Wesen, namentlich aber als freisinniger Schilderer der Natur mit unserem Landsmann Adalbert Stifter verglichen und gewiß mit mancher Berechtigung. Der Schreiber dieser Zeilen hat jedoch bereits früher, gelegentlich des Erscheinens der „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt“ aufmerksam gemacht (im „Magazin für die Literatur des Auslandes, Berlin, vom 6. Juli 1872), daß dasjenige, was bei Stifter in hervorragender Weise Wesen der Poesie, — die reine Natur und Natürlichkeit — bei Kosegger die schöne Folie seiner vollen, lebendigen Gestalten ist. Es sei dies hier nochmals angeführt, da vor Kurzem eine Skizze in der „Bohemia“ über Kosegger: „der Schneider am Parnaf“ hervorhob, daß entgegen der gang und gäben Annahme einer unbedingten Aehnlichkeit zwischen Stifter und Kosegger dennoch ein Unterschied obwalte, und diesen nur insofern charakterisirte oder vielmehr nicht charakterisirte, daß Koseggern ein nur ihm eigenthümliches Wesen anhafte, das ihn von dem Verfasser der „Studien“ unterscheide.

Der begabte, steierische Dichter, dem der Quell immer frischer, wahrer Poesie fließt und der das Unbedeutendste aus seiner heimatlichen Alpenwelt zur poetischen Gestaltung zu bringen vermag, möge uns noch recht oft mit so herrlichen dichterischen Gaben, wie diese Erzah-

lung, erfreuen und so fernerhin sein Scharfsein beitragen, endlich auch österreichische Poesie und Literatur zu Ehren zu bringen. **J. Nbr.**

„Die große Revolution“, Epigramme von Fritz Mauthner, Leipzig. Oskar Reiner.

Ein junger deutsch-böhmischer Dichter, Fritz Mauthner, hat es unternommen, die französische Revolution in ihrem Grausen, Schrecken und sammt Folgen in 66 — Sonetten zu besingen. Es soll keinesfalls bei der folgenden kurzen Besprechung derselben jene Pedanterie die Feder führen, die auch das Aeußerliche und Formelle wesentlich in Anschlag bringt und da oft wegen geringfügiger Unzukömmlichkeiten schon viel Aufhebens macht. Wir wollen es also dem Dichter nur als geringen Verstoß anrechnen, wenn er einen wildbewegten, blutigen Kampf in Sonettenform besingt, die denn Heine in seinem Gedichte „die Dichtungsformen“ nur zum Liede der Liebe, — der glücklichen, gegenseitig erwiderten, — gebrauchen will:

„Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt,
Ich machte darauf ein — hübsches Sonett.“

Wenn aber der Sänger der „großen Revolution“ in seinen Anforderungen an die deutsche Poesie zu weit geht und von ihr und allen deutschen Dichtern begehrt, den „deutschen Reim“ nicht wie die „wälsch entmannen Sprachen“ („wälsch entmann“ ist — nebenbei bemerkt — ein wunderbar gelungenes Epitheton), und „Schlüpfertönen“, nicht zu „Liebesqualsonetten“, sondern lediglich zu Schwert-, Schlacht- und wilden Kriegsgefängen zu gebrauchen (vergleiche Sonett 3), so hat er sein Unternehmen, mit Sonetten die „große Revolution“ zu feiern, höchst seltsam entschuldigt. Würden wir in unserem liederreichen Deutschland nur jene Poesie gelten lassen, die dem grimmen Kriegsgott dient, — dann freilich wohl würde Fritz Mauthner unter den wenigen Auserwählten mit voran in der nationalen Literatur stehen und das wäre denn Lohn genug für die revolutionären „Epigramme“, — die — wieder nur nebenbei bemerkt — einer Dame, Susanna Rubinstein, gewidmet sind.

Die Sonette der „großen Revolution“ schildern uns jene Schreckenszeit voll Blut und Mord in einzelnen Bildern, die von verschiedenem Werthe sind; die einen zeigen manchen

kunstvollen Zug und verrathen Talent und Begabung, während andere unter schreienden Farben, manierterter Schnörkelei und zierlichem bestechendem Aufputze allzuwenig bergen, um den „deutschen Reim“ in Dienst zu nehmen. Der Dichter manövriert nur allzugern mit schwungvollen Wendungen, schmückenden Beiwörtern, lähnen Redensarten, namentlich aber vielfachen, effektmachenden Zusammensetzungen von Hauptwörtern, was alles schon einigem Schwulste nahekommt und durchaus nicht als Entschädigung gelten kann, wenn der poetische Erguß mitunter so unklar und dunkel wird, daß man wie an einer harten Nuß herumknacken muß, die am Ende doch hohl ist. Was will der Dichter z. B. mit folgenden Strophen sagen, die das Sonett „die Pyramidenschlacht“ beginnen?

„Der Lorbeer kündigt Ruhm von kürzrer
Dauer,

Ein Lotosblumenkranz ward ihm beschieden;
Dem Siegeszeugen stehen Pyramiden
In vier Jahrtausend alter Slaventräuer.

Wohl vier Jahrtausend ernste Bluthat-
schauer
Sind sie der Schmach des Volks, das sich ließ
schmieden

In's Kettenband, von Freien sich geschieden,
Zum Troste ward der Pyramidenbauer.“

oder wie wären folgende Verse aus dem Gedichte „André Chénier“ zu interpretiren?

„Dem Dichter winkt es fort; der Widerstreit
In seines Busens mädchenischem Leben,
Sein zages Schwanken und sein zitternd
Schweben
Hat gegen Todesfurcht ihn wohl gefeit.“

„Mädchenscheues Beben! — — Chénier!
Courage stünde einem Manne schöner!

„Da glaubt mit der Vernunft kreuzlahmen
Krücken
Sich bettelstolz der Mensch gar zu schmücken,
Da doch Natur ihr bestes denkt — im
Schlase.“

Der Sinn dieser Worte mag mir wohl auch erst — im Schlase kommen, da ich wachend vergebens nach ihm spürte.

Um auch unseren Tadel wegen der allzu gesuchten Redeweise rechtfertigen zu können, veranstalten wir eine kurze Blumenlese aus des Dichters poetischem Jargon, die um des Effek-

tes willen angehende Dichter nicht ungenützt lassen wollen. Der besseren Übersicht wegen haben wir die einzelnen Blumen und Blüthen alphabetisch geordnet:

B. Blütenmyriaden, athemlose; — Bücherfluthen, schmiegsam Dammgefüge. — **D.** Donquichote, weltvergess'ne. — **G.** Gefängnismauer, geschwärzt Tod kündende. — **H.** Helena, lebensheischend-frohe. — Herz, zorndurchfroset. — **K.** Kinderträumen, lächelndtrautes. — **M.** Märtyrerkronen, Hauptdornende; — Mirabeau, der Nierblaße; — Molochfragen. — **N.** Rache-schwertes Flammenwinken; — Robespierre, granit gewalt'ger Urgeist. — **S.** Schemendunst! — Sonnenscheidekrisse; — Stege, Dorndurchsirrte, niebetretene; — Stürme, meergetragene. — **T.** Tod, des Schlafthum's bührender Begleiter; — Todesminnen, schlafgewiegetes. — **V.** Verwüster, des Friedensstempels gräßlicher u. s. w. mit Grazie. Wir vermöchten noch manches anzuführen, was dem Angeführten an Schwung nichts nachgibt, doch es sei an diesem genug. Ein „Liebesquallsonetten“-Dichter dürfte kaum über einen reichhaltigeren Phraselogismus als unser geharnischter Sänger verfügen können.

Was haben wir noch über Mauthner's „Epigramme“ zu sagen? Wenig mehr. Wie aus den Citaten ersichtlich, so mangelt ihnen vor Allem das, was echter Poesie niemals abgehen darf: Natürlichkeit, Einfachheit, Ungezwungenheit. Solange der Dichter glitzernde Strohblumen als Aufputz verschwendet, so lange muß er's auch zufrieden sein, wenn man den wahren Gehalt unter diesem nur schwer wahrnimmt. Und Talent fehlt dem jungen Dichter nicht, das zeigt manche Seite seines grünen Büchleins, vor allem aber das schöne, liebliche, fast meisterliche Sonett „Marie Antoinette.“ Möge der Dichter künftighin ruhiger, besonnener und klarer schaffen — und dann wird es uns — sollten es auch wieder Kriegssonette sein — möglich werden, von echter Poesie zu reden.

S. Abr.

Ebbe und Fluth. Novellen und Erzählungen von Klemens Ritter von Weyrother. Prag. C. H. Hunger, k. k. Hofbuchhändler. 1873.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins ist der den Lesern dieser Blätter schon als Schriftsteller bekannte Kleroth, dessen „Dilettantentheater“ im IX. Jahrgange Nr. I und II der

literarischen Beilage seine Besprechung fand und welcher auch späterhin öfter erwähnt wurde.

Diesmal tritt er mit einem Büchlein Novellen und Erzählungen vor uns hin, deren Reinertrag für die durch die Uberschwemmung im Monate Mai beschädigten Bewohner Böhmens bestimmt ist. Würde schon der edle Zweck jede strengere Kritik entwarnen, so dürfte auch sonst die ganze Darstellung in ihrer bescheidenen Weise nur den Hauptanspruch auf die Unterhaltung des Lesepublikums bilden, ohne höhere Tendenzen zu verfolgen oder tiefere psychologische Erscheinungen und Räthsel zur Lösung bringen zu wollen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, läßt sich den beiden Erzählungen „Der Handschuh“ und die „Pendeluhr“, so wie den Novellen „Moderne Magie“ und „das letzte Adagio“ durch die leichte, formgewandte Darstellung, die nur hie und da etwas weniger gefeilt erscheint, so wie durch die meist spannende Erfindung nachrühmen, daß sie den Zweck der Unterhaltung vollkommen erfüllen.

Nur die erste Erzählung basiert auf einer — wie uns der Verfasser belehrt — von Dr. Quarinonius, dem Leibarzte Kaiser Rudolfs II., in seinem Werke „Gräuel der Verwüstung“ erzählten und durch die Schiller'sche Ballade bekannten Anekdote, die übrigen drei Novellen sind Originalerfindungen des Autors. Wenn die erste Erzählung mit den Worten beginnt: „Auf dem altstädter Ring in Prag stand im fünfzehnten Jahrhundert — ein Haus“, so dürfte das wohl nur auf einen Druckfehler zu reduzieren sein, da ja die Geschichte zur Zeit Kaiser Rudolfs II. spielt.

Kw.

Geographie und Statistik.

Der Reichenberger Bezirk. Heimatskunde für Schule und Haus. Bearbeitet von Dr. H. Hallwich. Herausgegeben vom Reichenberger Lehrervereine. Mit einer lithographirten Karte. Reichenberg. Verlag von A. Schöpfer. 1873. 83 Seiten. 8°.

Durch die neuen Schulgesetze, welche mehrere neue Unterrichtsgegenstände in die Volksschulen eingeführt haben, ist der echte Schafsenstrieb, leider aber auch die Spekulation im erhöhteren Grade wachgerufen worden. Der Büchermarkt wird im vollen Sinne des Wortes überfluthet, und es ist für den weniger Ein-

geweihten meist sehr schwer, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden. Zu den neuen Unterrichtsfächern gehört auch die Heimatskunde. Es muß gelobt werden, daß dieselbe von den Schulgesetzgebern in den Lehrplan der Volksschule aufgenommen wurde. Auf dem Grunde der Heimatskunde läßt sich ein vernünftiger geographischer Unterricht am besten aufbauen. Leider fehlte es bis vor Kurzem noch ganz und gar an brauchbaren Hilfsbüchern für diesen Unterrichtszweig; erst in der jüngsten Zeit sind einige derartige Werke veröffentlicht worden, und es dürfte noch lange dauern, bevor dem Bedürfnisse vollkommen Rechnung getragen sein wird. Die Aufgabe ist auch in der Regel eine schwierigere, da es meist an den nothwendigen Vorarbeiten fehlt und erst mühsam das entsprechende Material zusammengetragen werden muß. Kein Wunder auch, daß hier und da noch Mißgriffe geschehen und mangelhafte Geistesprodukte zu Tage gefördert werden. Mit um so größerer Befriedigung müssen wir die vorliegende Arbeit begrüßen, welche den besten ihrer Art beigezählt werden muß. Dr. Hallwisch ist schon längst als fleißiger und gewissenhafter Forscher der heimathlichen Geschichte bekannt, seine Heimatskunde ist mit derselben Gewissenhaftigkeit und mit gleichem Geschick wie seine früheren Arbeiten abgefaßt. Die Aufgabe könnte von ihm leichter gelöst werden, da er sich seit Jahren mit der Geschichte Reichensbergs und seiner Umgebung beschäftigt und gründliche Studien nach dieser Richtung hin gemacht hat. Ueberdies muß, um gerecht zu sein, bemerkt werden, daß dem rührigen Reichensberger Lehrervereine das Verdienst gebührt, die Herausgabe der in Rede stehenden Heimatskunde angeregt und zum großen Theile vorbereitet zu haben. Wie Hallwisch in der Vorrede mittheilt, veröffentlichte der genannte Verein bereits i. J. 1871 in der „Reichensberger Zeitung“ eine Reihe von historisch-topographischen Artikeln. Unter dem Titel „Heimatskunde“ wurden sämtliche Ortsgemeinden des Reichensberger Bezirkes behandelt. Die Verfasser dieser Artikel waren fast durchgehends die Lehrer der betreffenden Orte, bloß drei machten hievon eine Ausnahme; dieselben hatten Ant. Säger in Massersdorf, Jos. Gahler in Rudolfssthal und Ferd. Augsten in Ruppersdorf, drei werthe Freunde des Lehrervereines, zu Verfassern. Die Redaktion aller dieser Arbeiten hatte der verdiente Vereinsobmann Franz Siegel besorgt. Dr. Hallwisch, Mitglied des Vereines, wurde nun von

demselben aufgefordert, das bisher veröffentlichte Material einer neuen Durchsicht zu unterziehen und zum Ganzen einer Heimatskunde zu verbinden, welcher Arbeit er sich mit großem Vergnügen unterzog.

Wir sehen, daß hier im besten Sinne des Wortes mit vereinten Kräften gearbeitet wurde, und es ist nur zu wünschen, daß andern Ortes in ähnlicher Weise vorgegangen werden möchte. Auf diese Weise würden unsere Schulen bald nicht mehr der nöthigen Schulbücher für den neuen Unterrichtsgegenstand entbehren. Doch nehmen wir nun einen Einblick in das Buch selbst. Dasselbe besteht aus sieben Abschnitten: 1. Lage, Ausdehnung, Grenzen. 2. Bodenbeschaffenheit, Land- und Forstwirtschaft. 3. Witterungsverhältnisse. 4. Straßen, Postanstalten, Eisenbahnen und Telegraphen. 5. Bewohner. 6. Geschichte. 7. Topographie. Der letztere Abschnitt umfaßt den bei Weitem größten Theil, 62 Seiten, was darin seinen berechtigten Grund findet, daß das Büchlein nicht bloß in den Schulen Reichensbergs, sondern in allen Schulen des Bezirkes verwendet werden soll. Wie wir schon bemerkten, bekundet jede Seite die strengste Gewissenhaftigkeit. Der Styl ist klar und deutlich, und das Werkchen sonach nicht nur für den Lehrer, sondern auch für die Schüler der obersten Klassen brauchbar. Die Fülle des Stoffes, welche nicht selten ein Zuviel zu sein scheint, dürfte dadurch veranlaßt worden sein, daß der Bearbeiter das Bedürfniß vieler befriedigen wollte, und er von der Ansicht ausging, daß der erfahrene Schulmann aus dem Gebotenen mit richtigem Takte das auswählen werde, was für seine Schule als Material zur pädagogischen Verarbeitung geeignet ist. — Dem Werkchen ist eine recht brauchbare lithographirte Karte des Bezirkes beigegeben, welche dem tüchtigen Kartographen Prof. A. Hickmann ihre Entstehung verdankt. — Die Ausstattung kann ausgezeichnet genannt werden. — Bevor wir diese Zeilen schließen, müssen wir noch der Ansicht Ausdruck geben, daß durch dergleichen Arbeiten, besonders wenn sie von so geschickten Händen wie im vorliegenden Falle geleitet werden, die Vaterlandskunde nicht unwesentlich gefördert werden dürfte. Es sind dies Bausteine zum großen Ganzen. Von diesem Standpunkte aus muß der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ dergleichen Arbeiten freudig begrüßen, selbst wenn dieselben nicht so vorzüglich wie die vorliegende sind.

Volkswirtschaft.

Gewerbe- und gewerbliche Fachschulen im nördlichen Böhmen. Offizielle Berichte der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer. Herausgegeben von Dr. H. Hallwisch. I. (2. Auflage.) Reichenberg 1873. Verlag der Handels- und Gewerbekammer. In Kommission bei Franz Jannasch.

Es ist im hohen Grade erfreulich, zu sehen, wie sich das Interesse an volkswirtschaftlichen Dingen immer mehr Bahn bricht und wie sich in immer weiteren Kreisen das Bedürfnis nach Belehrung und Aufklärung in dieser Richtung kund gibt. Einen Beweis hiefür liefert das gegenwärtige Schriftchen, welches bereits in zweiter Auflage erscheinen mußte, obgleich es nur einen verhältnißmäßig kleinen, freilich aber hochwichtigen Theil der Gewerbsverhältnisse unsres engeren Kronlandes behandelt und die Bedürfnisse des nördlichen Böhmens in Bezug auf die Erhaltung und Ausbreitung des **Kleingewerbes** beleuchtet.

Bevor die Großindustrie überhand nahm und das Maschinenwesen seine weite, tiefgreifende Bedeutung fand, brauchte das Kleingewerbe freilich keinen Kampf zu bestehen und konnte sich gedeihlich entwickeln, allein einen je größeren Aufschwung die mit Wasser- und Dampfkraft getriebenen Werke nahmen, desto höher mußten die Anstrengungen sein, wenn das Kleingewerbe, das in einzelnen Zweigen allerdings ganz brach gelegt wurde, wenigstens in manchen Kategorien noch konkurrenzfähig bleiben sollte.

Leider wurde seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Seite der Regierung mehr den Interessen der Großindustrie, als denen des Kleingewerbes Rechnung getragen, so daß, während einzelne Zweige der Großindustrie des Kaiserstaates „sich kühn mit jenen aller übrigen Länder des Festlandes und zum Theil auch Englands messen konnten, das sonst so viel gerühmte Kleingewerbe Böhmens mit dem eines außerösterreichischen Nachbarlandes kaum mehr verglichen werden durfte.“

Das Bedürfnis einer Reorganisirung in dieser Beziehung ließ die Gewerbetreibenden selbst zusammentreten und es bildete sich in den dreißiger Jahren der Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes in Böhmen zu Prag, dem bald der Gewerbeverein in Reichenberg und Gewerbevereine in anderen Industrialorten, sowie

endlich das Centralcomité für Beförderung der Erwerbsthätigkeit des Erz- und Riesengebirgs folgten. Erst mit der 1850 von der Regierung in's Leben gerufenen Errichtung von Handels- und Gewerbekammern im ganzen Umfange der Monarchie wurde ein Organ geschaffen, durch welches der Handels- und Gewerbestand seine Anliegen, Wünsche und Beschwerden unmittelbar zur Kenntniß der Regierung gelangen lassen konnte, und dazu um so mehr befähigt war, je deutlicher und leichter er selbst die nothwendigen Bedürfnisse in seinem engeren Kreise erkennen konnte.

Unter den Wünschen, welche die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer gleich anfänglich aussprach, waren wohl jene von höchster Bedeutung, welche die Errichtung von Fach- und Gewerbeschulen zum Zwecke hatten. Die Regierung unterstützte die Wünsche der Kammer in hochherziger Weise, und es erfolgte 1852 die Errichtung der Webereischule in Reichenberg, 1854 die Zeichnen- und Modellschule in Steinschönau, 1869 die Etablirung der Fachschule zur Hebung der Gablonzer Quincaillerie-Waaren-Industrie, nachdem die Gemeinde Reichenberg schon 1863 eine Handelslehrausalt geschaffen hatte.

Mit großer Freude wurde endlich der Ministerial-Erlaß vom 8. März 1869 begrüßt, durch welchen der gewerbliche Unterricht im ganzen Lande Böhmen einer gründlichen, erschöpfenden Reorganisirung unterzogen werden sollte. Es wurde angeordnet, daß nach Erledigung der nothwendigen Vorfragen, die als Berathungsbasis zu dienen hätten, eine Enquete-Kommission einzuberufen wäre, die sich mit dieser wichtigen Frage eingehend zu beschäftigen haben würde.

Die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer unterließ nicht, sich dieser Angelegenheit aufs eifrigste anzunehmen. Sie erkannte, daß das Unterrichtssystem, wie es mit einem Ministerialerlasse vom 17. November 1854 aufgestellt war, den Ansprüchen der Zeit nicht genügte, und setzte in kurzen Umrissen einen allgemeinen Rahmen fest, innerhalb welchem sie das ganze Bild des künftigen gewerblichen Unterrichts zu fassen gedachte.

Als Basis diente die sogenannte Volksgewerbeschule, in welcher jedem, dem Gewerbe sich widmenden Kinde zunächst ein vervollkommneter Sprach-, Schreib- und Rechnenunterricht, dann aber Unterricht in der Chemie,

im Zeichnen u. s. f. — Alles mit Rücksicht auf die häusliche und gewerbliche Praxis — obligatorisch ertheilt werden sollte.

Als zweite Stufe wurde die Gewerbeschule betrachtet, die nur in Industrialorten gegründet und etwa mit der Realschule in Verbindung gebracht werden und die den Zweck haben sollte, absolvirten Unterrealschülern eine passende Gelegenheit zu bieten, sich in allen zur vollendeten Erlernung der verschiedenartigsten Gewerbe nöthigen und nützlichen Wissenschaften und Disciplinen die gründlichste Belehrung zu verschaffen.

Als dritte Art von Schule wäre endlich die Fachschule aufzufassen, welche überall dort in's Leben zu rufen wäre, wo irgend eine Spezialität von Gewerben in ganz vorzüglicher Weise sich bemerkbar machte, in Folge dessen eine gewisse stätige Fortbildung der technischen Fertigkeit einer größeren Menge an demselben Orte beschäftigter Arbeiter geboten erscheint.

Die sachmännische Kommission kam nicht zusammen. „Ein unseliger Wechsel in dem leitenden politischen System brachte, wie so manche andere, auch die in Rede stehende, nichts weniger als politische Angelegenheit in's Stocken, kaum die Vorfragen wurden erledigt,“ ja die bezüglichen Berichte der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer dürften wohl niemals auch nur zur Kenntniß des Ministeriums gelangt sein.

Erst im Vorjahre gerieth die Angelegenheit wegen des gewerblichen Unterrichts wieder in Fluß, indem das Handelsministerium mit Erlaß vom 14. Jänner 1872 bei der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer anfragte, „erstlich, ob irgendwo (im Bezirke dieser Kammer) unter dem Einflusse lokaler Verhältnisse sich ein Gewerbe entwickelt hat, auf welches eine Fachschule oder Fachzeichenschule günstig einwirken würde; zweitens, ob und durch welche Maßnahmen die Wirksamkeit der bereits bestehenden bezüglichen Schulen zu erhöhen wäre.“

Zur Beantwortung dieser Fragen hat nun die Kammer zwei erschöpfende, in's kleinste Detail hinein mit tiefer Sachkenntniß und Wärme geschriebene Berichte an das Handelsministerium ausgearbeitet, welche den besten Beweis liefern, mit welchem Ernst diese Körperschaft sich ihrer schwierigen Aufgabe unterzog. Der unermüdllich thätige, in bester Weise bekannte Handelskammersekretär Herr Dr. Hallwich hat das reiche Materiale auf wiederholten Vereisungen, demnach auf dem allein untrüglichen Wege der

Autopsie gesammelt und mit einer solchen Durchsichtigkeit und Klarheit geordnet, daß zum vollkommenen Verständnisse desselben nichts zu wünschlichem übrig bleibt.

Indem er im ersten Berichte den Erz- und Mittelgebirgs-Distrikt einerseits und den Iser- und Riesengebirgsdistrikt andererseits seiner näheren Betrachtung eingehend unterzieht, gibt er in einer historischen Darstellung das Vorhandene an, zeigt genau die Bedürfnisse und stellt schließlich die Resultate zusammen. Es würde den Raum dieser Blätter übersteigen, wollten wir in das vortrefflich geordnete Materiale näher eingehen; wir halten es nur für wünschenswerth mitzutheilen, welche Verfügungen die Kammer zur Erhaltung und Vervollkommnung der von ihr vertretenen Industriebranchen zunächst für unerlässlich hält. Es sind dies 1. die Errichtung einer Fachschule für Bau- und Kunstgewerbe in Leitmeritz; 2. die dauernde Belassung der Bergschule für das nordwestliche Böhmen in Karbitz; 3. die fernere Dotirung der Weberlehrwerkstatt in Aussig; 4. die Flüssigmachung einer jährlichen Subvention von 600 Gulden für die Gewerbeschule in Teplitz; 5. die Einführung eines regulären Zeichnenunterrichts in Graupen, Klostergrab, Bilin, Dux und Mariaschein, beziehungsweise 6. die Etablierung einer oder mehrerer Fachzeichenschulen für Syderolithwaarenfabrikation der Bezirke Lettschen, Aussig und Teplitz; 7. die Bestallung eines Lehrers für Chemie an der Fachzeichnen- und Modellschule in Gablonz; 8. die Creirung einer Zeichenlehrerstelle in Harrachsdorf, beziehungsweise Neuwelt; 9. die unverzügliche Einleitung der erforderlichen Schritte zur Errichtung einer Webereischule im Riesengebirge mit dem Sitze in Hohenelbe und 10. die Gründung einer Fachzeichenschule in Reichenau (im Gablonzer Bezirke).

Im zweiten Berichte werden die sprachlich gemischten und rein tschechischen Bezirke des Kammerrayons besprochen, und gleich im Anfange desselben wird mit Bedauern konstatiert, „daß sich diese Bezirke seit dem Bestehen der Handels- und Gewerbekammer diesem Institute gegenüber wenn nicht geradezu antipathisch, so doch fast ziemlich apathisch verhielten, aus Gründen, welche einerseits in den wohl zur Genüge bekannten nationalen und politischen Verhältnissen in Böhmen überhaupt, andererseits aber auch in dem besondern Umstand zu

suchen sind, daß sich gerade die Bevölkerung der sprachlich-gemischten von jener der rein deutschen Bezirke durch die auffallend geringere Pflege industrieller und merkantiler Interessen wesentlich unterscheidet.“ Indessen gibt es auch unter diesen politischen Bezirken einzelne relativ nicht unansehnliche Industriebezirke, namentlich Königshof, Neustadt an der Mettau, Semil und Turnau. In letzterem Bezirke ist namentlich das, was der hochherzige Fabrikbesitzer Franz Ritter v. Schmitt für Böhmisches-Nicha leistete und noch fortwährend leistet, von höchster Bedeutung.

Ubrigens können wir auch hier nur die Anträge der Kammer hersetzen, welche dahin lauten: Es wird 1. die Gewerbeschule in Turnau der ferneren, kräftigen Förderung seitens des Ministeriums bestens empfohlen; 2. die Gründung einer Gewerbeschule mit spezieller Rücksicht auf Weberei in Böhmisches-Nicha in Anregung gebracht; es mögen 3. Verhandlungen wegen Feststellung der Summe von Dotationen für die schon bestehenden Fachschulen in Raunditz und Jungbunzlau, so wie für die zu errichtenden Fortbildung-, beziehungsweise Fachzeichenschulen in Neubitzow und Hohenbruck eingeleitet werden, und es wird endlich 4. die Errichtung einer Fachschule für Weberei, Zeichnen und Modelliren in Grulich angelegentlichst befürwortet.

In einem dritten Berichte wird außer der nochmaligen Betonung der Errichtung einer Webereischule in Hohenelbe noch ein historisches Exposé über die Strohflechttschule in Hochstadt und über die Strohwewe- und Strohflechttschule in Zinwald gegeben, welches ganz besonders interessant ist.

Wir empfehlen das Studium dieser offiziellen Berichte, deren Wichtigkeit höchst bedeutend ist, Allen, die sich um national-ökonomische Verhältnisse überhaupt interessieren, besonders aber Denjenigen, welche über die Entwicklung und die Bedürfnisse unserer nordböhmischen Industrie sich ein klares Bild verschaffen wollen, und sprechen nur den Wunsch aus, Herr Dr. Hallwich möge auch in Zukunft die Bestrebungen und die Thätigkeit der unermüdblichen Handels- und Gewerbekammer, deren Sekretär er ist, öffentlich bekannt machen, denn nur dadurch wird der so nothwendige Zusammenhang zwischen dieser Korporation und der Bevölkerung hergestellt und auch in den weitesten Kreisen das Interesse dafür geweckt. **W—r.**

Naturgeschichte.

Dr. Hanns Bruno Geinitz. Das Elbthalgebirge in Sachsen. Kassel, Theodor Fischer.

Unter den paläontologischen Werken, welche wir über Böhmen besitzen, nimmt heute noch A. G. Reuß' Werk, „die Versteinerungen der böhmischen Kreide“ einen hervorragenden Platz ein, obzwar seit seinem Erscheinen ein Zeitraum von Dreißig Jahren verlaufen ist, in welchem die Wissenschaft weite Fortschritte machte. Jenes Werk stützt sich vornehmlich auf die kurz vorher publizirten Arbeiten H. B. Geinitz' über die Versteinerungen der sächsischen Kreide, deren analoge Schichten im nördlichen Böhmen auftreten und unsern vaterländischen Naturforscher zu jener Arbeit anregten. Während die böhmische Kreide aber einer neuerlichen Revision entgegen steht, von welcher Arbeit der Tod nur zu früh den tüchtigen Dr. U. Schloenbach wegriß, hat Prof. Geinitz seine frühere veraltete Arbeit nun im Lichte unserer Tage umgearbeitet und allen jenen Fortschritten Rechnung getragen, die er seit jenem ersten Erscheinen die Wissenschaft gemacht hat, und hiezu mit seinen früheren berühmten Arbeiten ein neues Meisterwerk beigefügt, das von allgemeiner Wichtigkeit, für uns von ungleich größerer Bedeutung ist, als es sich über Versteinerungen verbreitet, welche sich in unsren böhmischen Kreideschichten gleichfalls finden.

Das Werk, wie es uns heute vorliegt, läßt aber auch in seinem Aeußeren den Fortschritt der Zeit erkennen. Wie sehr sticht der scharfschöne Druck und die sorgfältige Ausstattung von jenem der „sächsischen Kreideversteinerungen“ von vormals ab. Wie sehr die Ausführung der Tafeln! Bei der früheren Arbeit gelang es dem Verfasser mit schwerer Mühe einen Zeichner, seines Zeichens eigentlich Kupferstecher zu gewinnen, welcher ohne alles Verständniß für die Sache die erforderlichen Zeichnungen auf den Stein machte, die Vieles zu wünschen übrig ließen — und heute liegen die Tafeln in vollkommener Reinheit ausgeführt vor uns. Unten in der Ecke nennt sich der bescheidene Künstler Elise Geinitz — des trefflichen Meisters jugendliche Tochter hat die meisten derselben in großer Vollendung ausgeführt! Eine seltene Erscheinung in unseren Tagen, aber umsomehr von dem verschwommenen Leben der Gegenwart sich abhebend;

wer es weiß, welche Mühe und Sorgfalt neben wissenschaftlichem Verständniß die Anfertigung solcher Tafelwerke benöthiget, wird dem Fräulein seine vollkommenste Anerkennung zollen, und ihr gewiß einen Antheil an dem gelehrten Ruhme des Vaters zuweisen. Und in der That das kunstfertige Fräulein ragt in aller ihrer Bescheidenheit wahrlich tiefer in den Kreis des wissenschaftlichen Lebens hinein, als jene weiblichen Studentinnen, welche die Universitäten unsicher machen, und mit Gewalt gelehrt sein wollen, ohne es weiter zu bringen als — zu einem festen Nasenklemmer und unweiblichen Benehmen.

Wir freuen uns der trefflichen Arbeit des gelehrten Vaters und der kunstfertigen Tochter, und sehen mit Vergnügen, wie das großartig angelegte Werk rüstig vorwärts schreitet — ein Prachtstück deutschen Gelehrtenfleißes. Bis jetzt erschienen vom 1. Band der untere Duader: 1. Seeschwämme, 2. Corallen, bearbeitet von Dr. Bölsche, 3. Seeigel, 4. Bryozoen und Feraminiiferen, bearbeitet von Dr. Reuß, 5. Brachiopoden und Pelecypteren; 2. Band mittlere und obere Duader: 1. Seeschwämme und Radiaten, 2. Brachiopoden und Pelecypteren.

L.

Dr. Fridolin Sandberger. Die Land- u. Süßwasserconchylien der Vorwelt. — Wiesbaden Kreidel's Verlag.

Ein Fachmann allein kann beurtheilen, welche unendliche Mühe die vorliegende großartige Monographie der fossilen Land- und Süßwasserconchylien verursacht; denn wenn selbst von allen Seiten dem berühmten Verfasser die thätigste Hilfe zu Theil wurde, weiß nur ein Eingeweihter, welche Beschwerden, welche Hindernisse die so sehr ähnlichen Formen der Süßwasserweichthiere einer eingehenden Untersuchung entgegensetzen, umso mehr Fossile, denen manche Kennzeichen abgehen, die Lebende besitzen.

Die Arbeit Sandberger's, welche seit einer Reihe von Jahren den Gelehrten beschäftigt, ist nun bis zur achten Lieferung gediehen und reicht bis zum 32. Bogen und 32. Tafel. In dem erschienenen Werk sind bisher alle Süßwasserweichthiere abgehandelt, welche in den älteren Schichten vorkommen bis zu jenen, welche sich in den oberocänen Schichten finden. Für unsere einheimischen Verhältnisse werden die folgenden Abtheilungen, welche die

miocänen Formen behandeln, von Bedeutung sein, da sie die Versteinerungen der Süßwasserablagerungen von Kolosurk, Tuchorschk, Littmitz u. s. w. im Vergleich mit anderen gleich alten vorführen werden.

In Form und Ausstattung reiht sich das umfangreiche Werk an die von dem Verfasser in Kreidel's Verlage erschienenen Arbeiten über die Versteinerungen des rheinischen Übergangsgebirges und des Mainzer Tertiärbeckens an, der großen Arbeit ganz würdig. L.

zur Kalenderliteratur.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland, 3. Jahrgang 1873. Eger, Druck und Verlag von J. Kobertsch und Gschihay.

Der „Egerländer Kalender“ hat somit seinen dritten Jahrgang begonnen, der sich seinen beiden Vorgängern in der würdigsten Weise anreicht. Wir haben über das Dankenswerthe des Unternehmens schon bei früherer Gelegenheit gesprochen und wollen nur hervorheben, daß auch der dritte Jahrgang eine reiche Fülle unterhaltender und, was noch mehr gewürdigt zu werden verdient, eine Anzahl sehr kostbarer wissenschaftlicher Artikel bringt, die in ihrer populären Einkleidung einem Volksbuche alle Ehre machen. Den unterhaltenden Theil vertreten zwei Erzählungen „Geheimnisse eines alten Egerer Hauses“ von B. Wilhelm, eine jener sagenhaften, halbgespenstischen Schauder geschichten an die wir regelmäßig gemahnt werden, wenn wir die merkwürdigen Siebelhäuser alter Städte bewundernd anblicken und uns dabei der unheimlichen Kellerräume und unterirdischen Gänge erinnern, die in der „guten alten Zeit“ so manches Verbrechen mit dunklem Schleier deckten. Sehr frisch und anziehend ist die zweite treffliche Lebensskizze „Veilchen, Flatterrosen, Wermuth und Immergrün,“ Fliegende Blätter aus dem Tagebuche meines langen Veters, des Doctors der Philosophie, geschrieben; köstlicher Humor durchzieht die losen Blätter, deren Verfasser sicher das Zeug zu einem tüchtigen populären Erzähler hat. — In dem Artikel „zur Literatur des Egerlandes und der nächsten Umgebung“ gibt J. Neupauer eine Skizze des Lebenslaufes und der Bestrebungen jener Männer, die sich von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart um das Egerland in

literarischer Hinsicht verdient gemacht haben. Die „Volksreime des Egerlandes“ v. H. Grabl und Ed. Reichl bringen diesmal Tanzreime und größere Lieder in gewohnter, die Sprache des Egerlandes getreulich wiedergebender Version; wir fanden darunter auch manches weit über die Grenzen des Egerlandes verbreitete Lied. Dem „Rückblicke auf Eger im Jahre 1872“ entnehmen wir, daß die Stadt in diesem Jahre außer einer Aktienbrauerei auch zwei Banken erhielt und daß weiters der Bau eines Theaters beschlossen wurde. Auch gedenkt der Rückblick mit warmen Worten des dritten deutsch-böhmischen Lehrertages. Kleinere Skizzen liefern die Artikel: „Kriegsereignisse bei uns zu Eger i. J. 1809“, „das Egerländer Rindvieh“, „die Hochzeit im Egerlande“, „die Burgen Königswart und Borstengrün“, „die deutsche Reichsstadt Eger und das Reichsgebiet Egerland“ u. a. m. Eine sehr dankenswerthe Arbeit hat Archivar G. Schmid in dem Artikel „die Ortschaften des Egerlandes“ geliefert, worin er die einzelnen zum alten Egerlande gehörigen Ortschaften mit den nöthigen statistischen Daten, Flächeninhalt und Bevölkerung in den Jahren 1850 und 1869 vergleicht. Wir entnehmen demselben Folgendes: „Das Egerland umfaßt $7\frac{3}{10}$ Qu.-Meilen mit gegenwärtig 2 Städten (Eger und Franzensbad), 4 Märkte und 124 Dörfer mit mehr als 30 Einschichten und ist eingetheilt in 110 Katastralgemeinden, die in 32 Ortsgemeinden zerfallen. Nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1869 hatte es eine Bevölkerung von 46.011 Köpfen, wovon 21.877 männlichen und 24.134 weiblichen Geschlechtes; die Anzahl der Häuser betrug 4550. Derselbe gibt auch einen „zweiten bibliographischen Beitrag zur Kunde des Egerlandes.“ Für den interessantesten Artikel jedoch, der auch weit hinaus über des Egerlandes Grenzen Beachtung verdient, halten wir die Forschungen, die unter dem Titel „Noch Etwas von Egers alten Häusern“ zusammengefaßt sind. Der Verf. wir irren wohl nicht, wenn wir den um die Geschichte des Egerlandes so hochverdienten Pröckl als solchen bezeichnen, stellt in demselben sehr eingehende Untersuchungen über eine noch nicht abgeschlossene Frage an, in welchem Gemache des gegenwärtigen Stadthauses (ehedem Zunderbachhelbliches Haus) Albrecht von Waldstein in der Nacht des 25. Februar 1634 ermordet wurde. Bekanntlich zeigt man Fremden, die

Eger besuchen, eine im Hofraume gelegene Kanzlei als jenes Zimmer, wo Waldstein in jener verhängnißvollen Nacht den Tod fand. Der Verfasser thut nun dar, — und wir stimmen ihm nach seiner gewissenhaften Untersuchung vollkommen bei, — daß die Ermordung in einem kleinen, gegen den Marktplatz zu gelegenen Gemache, worin gegenwärtig das Bureau des Bürgermeisters, stattfand. Möge das treffliche Egerer-Jahrbuch auch in diesem Jahre wieder recht weite Verbreitung finden.

Dr. J. C. F.

V a r i a.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 11.

Abermals liegt ein von dem unermüdblich thätigen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegebenes Broschürchen vor uns, das sich seinen Vorgängern würdig anschließt. Es behandelt in einer Art historischen Überblicks die Leibeigenschaft, Knecht und Freiheit des Bauernstandes, und stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, wo der Bauer seine Freunde und seine Feinde zu suchen habe. Es werden die bedeutenderen politischen Parteien unseres Kronlandes mit ihren Zielen und Tendenzen kurz geschildert und die Zwecke der Klerikalen, der Feudalen und Liberalen auf Grund ihres Entstehens und Werdens dargestellt. Der von den Ultramontanen ausgestoßene Schreckensruf: „die Religion ist in Gefahr“ wird gründlich analysirt und der Beweis geliefert, daß weder die interconcessionellen — noch auch die neuen Schulgesetze auch nur im entferntesten der Religion Schaden bringen. Es wird die Zeit Kaiser Josephs II. einer eingehenderen Beachtung unterzogen, wo gleichfalls der Ruf „die Religion ist in Gefahr“ ertönte und in der That das Erstarken der freieren Richtung unmöglich machte. Schlimme Zeiten mußten kommen, ehe es wieder möglich war, die Fesseln zu lösen, unter denen die Völker seufzten, und erst der neuen Verfassung ist es gelungen, das Volk nicht bloß körperlich, sondern geistig und politisch frei zu machen. Es ist aber nöthig, diese herrliche Errungenschaft auch zu behaupten, und deshalb ist die liberale Partei unermüdblich thätig, um das Bewußtsein für die durch die Verfassung hervor-

gerufenen Wohlthaten zu wecken, zu kräftigen und zu fördern, und den Widerstand der entgegenstehenden Parteien zu brechen, welche gegen diese Neuerungen ankämpfen, weil sie dadurch ihre Macht und ihren Einfluß, vernichtet sehen, eine Macht und einen Einfluß, den sie nicht zum Besten des großen Ganzen, sondern zur Förderung ihrer selbstsüchtigen Interessen und Zwecke anwenden.

Die kleine Broschüre ist mit Wärme geschrieben und — was unumgänglich nöthig ist — durchaus populär gehalten; der Bauer, welcher sie aufmerksam durchliest, wird in der That keine Schwierigkeiten haben, um zu wissen, wo sich seine Freunde und wo sich seine Feinde befinden, und ob er folgen soll, wenn es sich um Unterzeichnung von Adressen gegen die neuen Schulgesetze — die gar so gerne kolportirt werden — oder um den Beitritt zu den katholisch-politischen Casinos handelt.

— v.

Bibliographie.

A.

- Dörre F. C. und W. Funke**, Der Bezirk Teschen in seinen land- und forstwirtschaftlichen Verhältnissen. Herausg. vom Central-Comité f. d. land- und forstwirtschaftliche Statistik Böhmens. (Als Beilage zu den Mitthl. des Central-Comités f. d. J. 1870.) Hoch 4. VII, 174 S. m. 1 chromolith. Karte in gr. Folio.) Prag, Calve in Comm.
- Duschek Ign.**, Anleitung zur Kultur d. Färbeknötnerichs (poligonum tinctorum) in Mittel-Europa und zur hierländ. Indigobereitung. Mit einer lith. Taf. 16. IV, 21 S. Prag, Mourel.
- Gallas C. E.**, Die Regulierung der Flüsse Böhmens und ihre volkwirtschaftliche Bedeutung. Herausg. vom böhm. Forstvereine. Mit einer lith. u. color. Wasserkarte sammt dem Eisenbahnnetz v. J. Mayr. (Aus d. Vereinschrift f. Forst-, Jagd- und Naturkunde.) gr. 8. 42 S. Prag, Kziwnak.
- Jahrbuch**, berg-hüttenmännisches der k. k. Bergakademien zu Pöbram u. Leoben u. der königl. ungar. Bergakademie zu Schemnitz f. d. Studienj. 1869/70. 20. Bd. (Als Fortsetzung d. Jahrbuches der k. k. Montan-Lehranstalt zu Leoben.) Red. Joh. Grimm. Mit 5 in den Text gedr. Figuren, 7 lith. Taf. u. 3 größeren Tabellen. gr. 8. V, 521 S. Prag, Calve in Comm.
- Risch, Dr. E. Heintz**, Marienbad, seine Umgebung u. seine Heilmittel. 4. Aufl. 8. VII, 166 S. Marienbad, Götz.
- Kisch, Dr. E. Heintz**, Marienbad, ses environs et ses remedes. 4. Ed. Traduit par Prof. C. A. Saintonges. 8. V, 180 S. Marienbad, Götz.
- Koß B. W.**, Skizze e. Forsteinrichtung f. freie Waldbesitzer auf Herrn Hofrath Bresler's „neu“ forstl. Hülfen gestützt. gr. 8. V, 45 S. m. 2 Tabellen. Prag, Andre.
- Mač E.**, Die Gestalten der Flüssigkeit. Die Symmetrie. Zwei Vorträge. . . gr. 8. 33 S. m. eingedr. Holzschn. u. 1 Steintaf. Prag, Calve.
- Močnik Frz.**, Lehr- u. Übungsbuch d. Arithmetik für Unterreal- u. Bürgerschulen. 14. verb. Aufl. Ausg. m. böhm. Terminologie. gr. 8. VI, 258 S. Prag, Tempsh.
- Roback Gust.**, Bierproduktionskarte von Oesterreich-Ungarn. Chromolith. gr. Fol. Prag, Calve.
- Pokorny M.**, illustrierte Naturgeschichte der drei Reiche. Für die unteren Classen der Mittelschulen. 1. Thl.: Naturgeschichte des Thierreichs. 11. Aufl. m. 490 Abbildgn. in eingedr. Holzschn. Ausg. m. böhm. Terminologie. gr. 8. VIII, 289 S. Prag, Tempsh.
- Resultat** der direkten Reichsrathswahlen im Wahlkörper des Großgrundbesitzes am 18. Dec. d. J. 1871. gr. 8. 35 S. Prag, Mourel in Comm.
- Schindler Dr. Jos.**, Johannes Hus. 8. 131 S. Prag, Hunger in Comm.
- Solin Jos. M.**, Ueber graphische Integration. Ein Beitrag zur Arithmographe. gr. 4. 10 S. m. 1 Steintaf. Prag, Kziwnak.
- Statistik** d. k. Hauptstadt Prag. Herausg. von der statist. Kommission d. k. Hauptstadt Prag unter Red. des Vorstandes d. städt.-statist. Bureaus Prof. Jos. Erben. 1. Bd. Topographie, Klimatographie, Bevölkerung, Beilagen. Mit e. lith. Plane von Prag und e. lith. Blatt Diagramme. Hoch 4. XXX, 315 S. Prag, Mourel.
- Taschen-Ausgabe** der Gesetze für das Königreich Böhmen. Nr. 59: Die Gesetze betreffend die Nothwahlen in die Reichsvertretung von 13. März 1872, die Vollstreckung von Expropriationserkennnissen in Eisenbahnangelegenheiten v. 29. März 1872, die Re-

gung der Gehalte des Lehrpersonals an den vom Staate erhaltenen technischen Hochschulen, nautischen Schulen, Lehrerbildungsanstalten, den damit verbundenen Übungsschulen und an theologischen Facultäten vom 17. und 19. März 1872, und die Anrechnung der an einer technischen Hochschule zugebrachten Dienstzeit beim Uebertritte an eine Universität vom 3. April 1872, ferner die Ministerial-Kundmachung hinsichtlich der provisorischen Errichtung von Hufbeschlags-Schulen vom 22. Februar 1872 nebst 29 in dem Zeitraume vom 24. Februar bis 16. April 1872 durch das N.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen 2c. Prag, Linnefogel und Junk.

Nr. 60. Die Gesetze und Verordnungen betreffend die Lehrerprüfungen an Volks- und Bürgerschulen vom 5. April 1872, die Lehrbefähigungszeugnisse für Mittelschulen vom 5. April 1872, die Bezüge der Landes- und Bezirkschulräthe vom 6. und 19. April 1872, die Organisation der technischen Hochschule in Wien vom 10. April 1872, und die Bezirk- und Landeskonferenzen der Volksschullehrer vom 8. Mai 1872; ferner Gesetz über die Verleihung von Anstellungen an ausgebildete Unterofficiere vom 19. April 1872, nebst 14 in dem Zeitraume v. 16. April bis 22. Mai 1872 durch das N.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen 2c.

Nr. 61. Die Rigorosen-Ordnung v. 15. April 1872. Mit einem Anhang, enthaltend: Die Studien-Ordnung v. 1. Okt. 1850, Die Verordnungen üb. Kollegien-gelder v. 12. Juli 1850, die Disciplinar-Ordnung für Universitäten vom 18. Oktober 1849, die Restriktion auswärtiger Doktorsdiplome vom 6. Juni 1870, ferner die Studienordnung für juristische Facultäten vom 2. Oktober 1855 und die Verordnung über Staatsprüfungen an juridischen Facultäten vom 16. April 1856.

Lauler's Joh., Predigten. Nach dem besten Ausg. in die jetz. Schriftsprache übertragen v. Dr. Zul. Hamberger. 2. neu bearb. Aufl. gr. 8. XII, 844 S. Prag, Tempelky.

Lhein S., Die Weinveredlung u. Kunstweinfabrikation in ihrem ganzen Umfange. Rationelles Verfahren zur Verbesserung des

Mostes, zur Veredlung fert. Weine und zur Bereitung d. künstl. Champagners und aller Sorten Ausbrüche und Liqueur-Weine aus geringen Landweinen; praktische Anweisung zur Darstellung von Obst- und Kunstweinen aller Art und genaue Anleitung zur Klärg. (Schöng.) trüber Weine u. zur Beförderung der Flaschenreise der Weine. Nebst e. Anhang, enth. die Anweisg. zur Bereitg. der Wein-Liqueure. 3. Aufl. 8. 55 S. Prag, Dominicus.

Thuemen, F. de, Fungi Austriaci exsiccati. Centuria I. gr. 8. 3 S. Text m. 100 getrockneten Pilzen. Teplitz, Berlin, Calvary und Co.)

Zeffner, Baron H., Einige Worte über die Beweise des Christenthums. gr. 8. 52 S. Prag, Dominicus.

C.

Drivok P., Ältere Geschichte d. deutschen Reichsstadt Eger u. d. Reichsgebiets Egerland. In ihren Wechselbeziehungen zu den nachbarl. deutschen Landen u. Böhmen unter Mitbenutzung urkundl. Materials dargestellt. gr. 8. Leipzig, M. Schäfer.

Eyner W. F., Die Industrie des Böhmerwaldes. Vortrag geh. im k. k. österr. Museum f. Kunst u. Industrie am 2. Febr. 1872. (Aus „Wochenschrift f. Wissenschaft u. Kunst.“) gr. 8. 15 S. Wien, Kosner in Comm.

Grueber Bernh., Die Kunst des Mittelalters in Böhmen. Nach den besth. Denkmalen geschildert. Herg. m. Unterstützung d. k. k. Ministeriums f. Cultus u. Unterricht v. der k. k. Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmale. 1. Theil. Der roman. Styl, beiläufig von 1070 — 1230. 3 Bief. gr. 4. S. 57—80 m. eingedr. Holzschnitten. Wien, Gerold's Sohn in Comm.

Kraus Dr. D., Die Thermen von Teplitz-Schönan in ihrem Verhalten zu mehreren Krankheiten des Urogenital-Systems beim Manne. gr. 8. III, 83 S. Dresden, L. Wolf.

Verkehrs-Karte von Böhmen, Mähren, Schlesien, Erz- u. Oesterreich u. den angrenzenden Landestheilen, nebst neuen Karten der Umgebung von Prag u. Wien. Lith. u. color. gr. Fol. Teschen, Prochaska.

Walter Jul., Sprudelsteine. Ein Karlsbader Bilderbuch. 8. III, 242 S. Berlin, Janke.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landeschulinspektor.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

v. 8 VI.

Am 18. Juni 1873.

G e s c h i c h t e .*)

I.

Ranke Leop. v., Sämmtliche Werke. 2. Gesamtausgabe, vollständig in 40 Bänden. I. u. II. Bd. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. I. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870. 8°.

Über den Werth der Produkte Ranke's sprechen und die wissenschaftliche Höhe seiner Forschungen in weilkänfiger Weise beleuchten wollen, hiesse wohl Eulen nach Athen tragen. Als Forscher gründlich wie kaum Einer, in der Diction elegant und künstlerisch, die Auffassung auf dem streng nationalen Boden — das sind Vorzüge des Mannes, auf den wir Deutsche ebenso stolz sein dürfen, als auf die Heroen des Geistes aus der Blüthezeit der deutschen Poesie und deutschen Philosophie. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat die deutsche Geschichtsschreibung die alten breitgetretenen Spuren verlassen. Schon hatte Herder durch seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ die Perspektive auf eine neue Epoche eröffnet, die weit über den antiken Schematismus, den liebge gewordenen Paragraphenkrum und den oberflächlichen Pragmatismus, mit denen allerdings Ernst der Forschung, Bienenfleiß im Materialsammeln, Unparteilichkeit der Gesinnung Hand in Hand gingen, zu einer tieferen Erfassung, zur Durchgeistigung des Materials mit Ideen hinaustrebte. Schon Johannes von Müller gehörte der Erstlingszeit dieser Epoche an; aber erst Niebuhr war der ächte Bahnbrecher der kritischen, freien und selbstständigen Forschung. Seitdem beherrschte die deutsche Geschichtsschreibung ein neuer Geist, eine ganz veränderte Richtung, der seinen Impuls in den gewaltigen Ereignissen der Grenzseide des XVIII. und XIX. Jahrhunderts fand, welche, wie Giesebrecht in seinem 1858 gehaltenen Vortrage so treffend sagt, „alle Völker nach langem Schlafe durchrüttelten und vor Allem uns Deutsche einmal recht kräftig daran erin-

nernten, daß wir ein Volk, — ein großes Volk seien, was wir fast vergessen hatten.“ Um dann die große Schilderhebung dieses Volkes für seine Penaten, für die Sache des Vaterlandes und seiner Fürsten und ihre Erfolge! Aus ihr sprühte der Geschichtsschreibung neues Leben, „der nationale Gedanke“ wurde die treibende Kraft derselben und der Glaube an die Lebensfülle der Nation und an das Vaterland gibt ihr Muth und Frische. Der nationale Gesichtspunkt mit gleichzeitiger Wahrung des univiersellen, durch den allein nur das Leben einer Nation verstanden werden kann, die Erhaltung der alten Gründlichkeit, Unparteilichkeit und inneren Wahrhaftigkeit, ein heiliger Ernst der Kritik, das sind die Lebensadern, die die deutsche Geschichtsforschung zur lebendigen Wissenschaft gemacht, die uns vor Allem eine „Deutsche Geschichte,“ den Lebensborn jeglicher Nation geschaffen haben. Das so aufgefaßte Geschichtsleben ist die Gluthsonne, unter deren Strahlen Begeisterung und Enthusiasmus aus Vaterlandsliebe und nationalem Stolz empornwachsen. Dazu gesellten die Männer, welche diese neue Richtung vertreten, eine feine stylistische Form, den historischen Kunststyl, wie ihn schon Schiller anbahnte; eine klare lebendige Sprache, welche unvermittelt die Ideen der Forschung zum Ausdruck bringt, die die Forschung heraushebt aus der Stube des Gelehrten, sie in der That zum Eigenthume oder zum Hauschatze nationaler Bildung gemacht hat.

Wie die Werke Schiller's und Göthe's, die Produkte deutscher Dichter und Philosophen die Ausbildung deutscher Gesamtbildung nach der idealen und ästhetischen Seite begründen und fördern, so thun es die Werke der Geschichtsschreibung nach der realen Seite hin und sind sonach eine Ergänzung der ersteren. In jenen kommt so recht die univierselle und kosmopolitische Natur des Deutschen zum Gepräge, in diesen aber erkennen wir unsere engere nationalen Gesichtspunkte und Pflichten. — Voran

unter den Geschichtsschreibern der Neuzeit ist nach jeder Seite hin Altmeister Ranke zu nennen, der in dieser Richtung nun fast 50 Jahre thätig ist und ganze Generationen von Schülern und Jüngern zu seinen Füßen sieht. Seine Werke umfassen den gesammten Zeitraum der neueren Geschichte Deutschlands und beginnen mit der großen Reformation, deren Geschichte allein 6 Bde., deren I. u. II. vollendet in dieser Gesamtausgabe vor uns liegen, fast. An sie schließt sich naturgemäß die „Geschichte Deutschlands vom Religionsfrieden bis zum 30 jähr. Kriege“ und hieran die „Geschichte Wallensteins“ — je in einem Band. Unwillkürlich mußte Ranke die welthistorischen Gescheltnisse, die er nach aller Richtung hin mit starkem Geist beherrschte, auf das Ringen der religiösen Bekenntnisse, auf den Widerstreit zwischen Staat und Kirche, auf die Organisation der höchsten katholischen Autorität des Papstthums, sowie auf den Wettkampf der Germanen und Romanen lenken. So entstanden denn nach der einen Richtung hin: „die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ (6 Bde., bereits die 6. Aufl.) und nach der andern Seite hin: „Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrh.“ (6 Bde.), „Englische vornehmlich im 17. Jahrh.“ (9 Bde.) und das durch eine wundervoll klare Auffassung ausgezeichnete Buch: Romanische und germanische Völker in einem Bande — so zu sagen die von dem auf der Höhe des gewaltigen Geschichtsgebietes von drei Jahrhunderten stehenden Forschers aus allen seinen Prämissen gezogene Schlußfolgerung, der nach Anhörung aller Parteien gefällte Schiedspruch. Nebenst dem schrieb Ranke neben zahlreichen kleineren (wozu neuestens „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund“ und der „Briefwechsel Fried. Wilh. mit Bunsen“ —) Schriften: die Entstehungsgeschichte des preussischen Staates (Genesis und Neun Bücher in 3 (4) Bänden). Weite Universalität des Blickes, glänzende Darstellung im Lichte klarer Wahrhaftigkeit, frische männliche und nationale Kraft, wie sie die Werke der Engländer durchweht, zeichnen alle aus. Ranke „gewöhnt uns an Gerechtigkeit nach außen, an bescheidenes und zuversichtliches Selbstgefühl nach innen!“ — Wenn der Hebel und Angelpunkt politischer Volksbildung ernste und tiefe Geschichtskennntniß ist, wenn es pietätvolle Ehrenpflicht der Enkel ist, der Thaten der Ahnen zu denken und sich in und an ihnen

Begeisterung, Kraft und Muth zu holen — dann dürfen wohl solche Werke wie die Ranke's in keinem deutschen Heime fehlen. Die Verlagshandlung hat eine dankenswerthe Arbeit übernommen, indem sie diese 2. Gesamtausgabe in ca. 40 Bänden in würdiger Ausstattung herausgibt, von denen je 6 immer in einem Jahre herauskommen, so daß also das ganze Nationalwerk bis 1879 vollendet sein wird. Der Subscriptionspreis beträgt pro Band 1 $\frac{2}{3}$ Thaler. Möge das Werk die Theilnahme aller derer in unserm Vaterlande finden, welche an Wissenschaft, Literatur und Deutschthum Interesse finden und für Volksbildung und Hebung nationalen Sinnes sich begeistern können! R. R.

Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den vorwaltenden Zeiten der Wittelsbacher. (Herausgegeben durch die histor. Commission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften.) I. Band Ritter (M.) Die Gründung der Union 1598 — 1608. München 1871. 88. 751. 8°.

Nie hat das Haus Wittelsbach eine bedeutendere und gewichtige Stellung in der Geschichte eingenommen, nie sein Besitz so gewaltig in die Geschichte Europa's eingegriffen als im letzten Theile des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Unter Albrecht dem V. wurde in Baiern durch die Compagnie Jesu voran P. Canisius mit unbarmherziger Strenge die katholische Religion wieder eingeführt. Die zweite Linie — die psälzische — aber wurde zur Vorhut des Calvinismus, der in Friedrich III. seinen mächtigsten Schützer fand. Beide Linien nahmen denn auch bald ihre hervorragende Stellung zu den kirchlich-politischen Parteien ein. 1608 tritt Kurfürst Friedrich an die Spitze der protestantischen Union, in demselben Jahre Max von Baiern an die Spitze der katholischen Liga. Kaum 10 Jahre später bringt das Geschick Friedrichs Sohne dem Wittelsbacher Friedrich V. die Krone Böhmen's und mit ihm scheinbare Vernichtung des Katholizismus und des Kaiserhauses. Im Jahre 1620 aber schlägt der Wittelsbacher Max die Schlacht am weißen Berge und begründet einen Wendepunkt der europäischen Geschichte. So war dasselbe Haus in seinen zwei Linien der Träger zweier diametral entgegengesetzten weltbewegenden Strömungen, grunderschieden nach Inhalt und Endzweck wie die Pole der

Erde, jede der Mittelpunkt ihrer Verächter geworden. — Wahrlich, in einer solchen Zeit eine Stellung von welthistorischer Bedeutung! Es war daher gewiß ein berechtigter und von den besten und triftigsten Bewägungen getragener Vorschlag Cornelius', an die Herausgebung aller auf diese Zeit bezüglichen Documente und Urkunden, soweit sie vorhanden sind, zu gehen. Der Vorschlag fand die gerechte Würdigung und ist Dank der hochherzigen Unterstützung des Königs Max II. bereits zur That geworden. Der I. Band des großen Werkes ist erschienen und bringt 576 Acten zur Geschichte der Gründung der Union (1598—1608), bearbeitet von M. Ritter. Es kann uns nicht beifallen, den ungeheuren Fleiß, die ausgezeichnete Anordnung, die Reichhaltigkeit und den Umfang des Materials hier des Besonderen hervorheben zu wollen; es genügt wohl einzig der Hinweis auf die Genesis und die Herausgeber des Buches. Wir halten es aber für unsere Pflicht, das Augenmerk auf die hohe Wichtigkeit dieses Urkundenwerkes, das dem Forscher der Geschichte des 30 jährigen Krieges hochwillkommen sein muß, zu richten, das in den vertraulichen Correspondenzen, die es veröffentlicht, all' die bewegenden Männer jener Zeiten gleichsam zum Leben wiedererweckt und sie dem Leser in ihrer ganzen Größe oder Schwäche, in ihrem ureigensten Charakter; ihre Handlungen aber in all' ihren Motiven und Triebfedern vollgestaltig zur Anschauung kommen läßt. . . Das bedeutendste Material lieferten hiezu die durch die liberalen Verfügungen des kunstfinnigen und wissenschaftsfreundlichen Königs vollständig erschlossenen bairischen Archive, woran sich die Durchforschung aller größern Archive des Continentes reiht. Viel Ausbeute brachten das Kaffler Staats- und Regierungsarchiv, das Bernburger-Archiv, das von Berlin, die Bibliothèque imperiale in Paris, Dresden u. s. f. — Der Verfasser, wohl der ausgezeichneteste Kenner dieser Periode, war seinen diesbezüglichen Studien vom J. 1862 an obgelegen und ließ bereits im J. 1867 auf Grund der gewonnenen Quellen und Frucht seiner Arbeiten eine „Geschichte der deutschen Union“ erscheinen. Auch dem vorliegenden Werke ist eine äußerst praktische Uebersicht der geschichtlichen Begebnisse vom J. 1589 an beigegeben. Zweimal 1596 und 1598 machten die protestantischen Fürsten Schritte zur Begründung einer freien Vereinigung und beidemals waren diese erfolglos ge-

scheitert, bis endlich Ereignisse von zwingender Gewalt die bedrohte gesammte protestantische Partei zu längst versuchtem Bunde trieb, der Reichstag in Regensburg 1598, bei welchem die protestantischen Stände zur offenen Steuerweigerung schritten, und der Krieg in den Niederlanden, der die spanische Armee drohend an die deutschen Grenzen zog. Die Folgen beider Ereignisse leiten diese Quellenammlung ein; an sie knüpfen sich die ersten Maschen zum Netze der Intriguen, geheimen und offenen Unterhandlungen, dessen Fäden die geschickte Hand Christian's von Anhalt auch über Osterreich und insbesondere über Böhmen spannte und endlich doch die ganze protestantische Partei in seinen Bereich zog. Der vorliegende I. Band veröffentlicht in den Nr. 447. 453. 489. 513. 564 (im Index unrichtig 568) Briefe zwischen Anhalt, Wof von Rosenberg und deren Sekretären Dr. Croll, Hoch aus Zweibrücken u. s. f. vom höchsten Interesse. In seinem Schreiben vom Nov. 1607 an Dr. Croll verbreitet sich Wof eingehend über den zu befürchtenden Bruch des Türkenfriedens, aus welchem wir die höchst bezeichnende Stelle herausheben: *Ungaria s'approchera de soy mesme ad imperium, sans lequel non potest subsistere.* Noch bedeutender ist der unter dem Eindrucke der Nachricht von Mathias' Aufstande am 4. Mai 1608 an Anhalt geschriebene Brief, ein wahrhaft staatsmännisches Exposé über die politische Lage und deren mögliche Consequenzen, ein Schriftstück von ungeheurem Werth für die Beurtheilung der Zeit und besonders des Charakters des Peter Wof. Beispielsweise sei nur angeführt, daß Wof die Remedur der Zeit in folgenden treffenden Forderungen findet: „daß exercitium der religion frei sein, die lose Jesuiten außgeschafft und in ergastulum getrieben, bessere durchgehende iustitia administrirt, richtigere erziehung der ambter on unterschied der religion von ingesehene furgesetz.“ . . Am Schlusse des Briefes scheint uns in dem Passus: „Es kann sein, daß wir gelingen (wozu der Verfasser sein berechtigtes sie! gemacht) beisammen sein mußten. . . die Lesart „elingen“ (ehestens) am Plage zu sein. Eine sorgfältigere Korrektur hätte wohl die Druckfehler in den Nummern der Acten 448 statt 488, 449 statt 489, 564 statt 563 im Notenregister entdeckt. Wir scheiden von dem interessanten Buche mit dem Wunsche, daß es bald die Fortsetzung finden möge, wie es uns die

Jahresitzung der historischen Commission schon in erfreuliche Aussicht gestellt hat. Derselbe Verfasser veröffentlicht in den Sitzungsberichten der phil.-histor. Cl. d. k. bair. Akademie der W. 1872 Heft II. weitere, sehr interessante Quellenbeiträge zur Geschichte Rudolfs II. und der in Folge der Unterdrückung der religiösen und bürgerlichen Freiheiten entstandenen Wirren. Die Aktenstücke, 5 an der Zahl, enthalten die Beschwerbeschriften der protestantischen Herren und Ritter von Unter- und Oberösterreich im Auszuge mit einzelnen Angaben über Thatfachen und Verfügungen der kais. Regierung, soweit sie dem Verfasser aus den vorhandenen Zeugnissen (Kaupach, Khevenhüller, Shirter) bekannt waren. Eine Reihe von sehr instructiven Anmerkungen gibt die Ergebnisse der Vergleichung. Die Aktenstücke entstammen dem Münchner Staatsarchiv. 379/5 F. 298., F. 324 (II), 369/5 F. 334 (III), 379/5 F. 65 (IV), 379/6 F. 3 (V). Die II. Abtheilung bringt Aktenstücke zur Geschichte des bekannten Preßburger Bündnisses 1608. St. A. 120/7 F. 370 (I), F. 429 (II), F. 456 (III), F. 450 (IV), F. 256 (V), 379/5 F. 165 (VI) — Bernb. L. A. VI. D. 12/2 F. 98 — VII. (Bericht an Anhalt.)

K. K.

Dr. Constantin Edler von Böhm: Die Handschriften des k. und k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives. Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien, 1873.

Zu den geschichtlichen Nachrichten, welche G. Wolf in seiner Geschichte der dem Staate gehörigen Archive in Wien, insbesondere über das in der Überschrift genannte Archiv gebracht hat (angezeigt im 9. Jahrgang dieser Blätter, S. 38—39), wird uns nun durch Herrn von Böhm eine wesentliche Bereicherung der Kenntniß von den Beständen eben desselben Archives geboten. Das mit großem Fleiße gearbeitete Buch enthält die Beschreibungen von 1108 Handschriften, von welchen überhaupt mehr als 300 Stücke hier zum ersten Male öffentlich bekannt werden. Es ist aber der Handschriften-schatz des Staatsarchives damit noch keineswegs erschöpft, sondern es steht ein nicht unbedeutender Nachtrag von demselben Verfasser in Aussicht, welchen Nachtrag wir freilich lieber schon mit dem vorliegenden Buche vereinigt gesehen haben würden. Indes werden auch bereits so die Geschichtsforscher dem Verfasser sich zu gro-

fem Danke verpflichtet fühlen müssen. Setzt sie nämlich sein Buch überhaupt in Stand, sich über die sie interessirenden Materien, soweit solche in den Handschriften des Staatsarchives vertreten sind, wohl in den meisten Fällen genügend aufklären zu können, so ist andererseits rühmlich hervorzuheben, daß jede Aufklärung auf wirklich müßelose Weise gewonnen werden kann. Der Verfasser hat nämlich sein Buch mit einem ausführlichen Autoren-, Personen- und Sachenregister versehen, so daß man sich rasch über einen gegebenen Gegenstand darin belehren kann. Sonst wird man leicht errathen, daß die große Mannigfaltigkeit, wodurch die Bestände des Wiener Staatsarchives sich auszeichnen, auch in der handschriftlichen Abtheilung desselben zum Ausdruck gelangen muß. Werfen wir nur einen oberflächlichen Blick auf die unser Böhmen betreffenden Sachen, so finden wir da eine reiche Anzahl von Quellen angezeigt, welche dem Geschichtsforscher über Adel, über den Aufstand vom J. 1618—1620, die bekannte böhmische „Rebellion,“ über Beamte, Bergwesen, Chartulare, Chroniken, Commerz, Deputirtenamt, Erbfolge, Finanzen, Fürstenthum, Gerichtswesen, Gesetze, Geschichte überhaupt, Herrschaften, Hofbuchhaltung und Hofstaat, über die k. Kanzlei, Kirchliches, Kronrechte, Krönung, Kurrecht, Landesverfassung, Landstände und Landtage, weiters über Landwirthschaft, Militär, Reformation, Städtewesen und Topographie, ferners über auswärtige Verhältnisse u. s. w. mitunter recht schätzbare Materialien bieten dürften. Von Städten und anderen Orten, zu deren Geschichte die Handschriften des Staatsarchives Nachrichten beisteuern, nennt das Register: Auffig, Borowan (Forbes), Budweis, Chrudin, Eger, Hohenmauth, Jaromersch, Karlstein, Königinhof, Krummau, Leitmeritz, Melnik, Pardubitz, Pilsen, Pisek, Plass, Politschka, Prag, Přelautsch, Ronsperg, Rosenberk, Sobieslau, Staditz, Tepl, Trautenau u. s. w. Nr. 54 enthält „Collectanea ad biographiam Caspari Bruschi“ von Johann Georg Schwandtner, und vornehmlich werden es die Nummern 180—243 sein welche die Aufmerksamkeit der vaterländischen Geschichtsforscher in besonderem Grade auf sich lenken dürften. Die Reihe derselben eröffnen „Collectanea zur Kenntniß der Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung im Königreiche Böhmen von dem k. Kammersecretär Johann Christof Vorscheck,“ welche Nummer (sec.

17.—18.) allein die stattliche Anzahl von 30 Folianten bietet. Es kann natürlich hier selbst nicht auf einige wenige Handschriften und auf eine kritische Würdigung derselben schon gar nicht eingegangen werden, zumal es genügt, auf das Böhm'sche Buch auch nur aufmerksam gemacht zu haben, und ist daselbe vollkommen geeignet, um sich aus ihm vielerlei Auskünfte über die handschriftlichen Bestände des Staatsarchives holen zu können oder zu deren Benützung angeregt zu werden. Möge der Verfasser nur recht bald auch die Beschreibung der noch übrigen, in diesem Buche unberücksichtigt gebliebenen Handschriften folgen lassen!

M. Pangerl.

*) Eine ans:eben zugegangene Besprechung des „Urkundenbuches von Goldenkron von M. Pangerl“ können wir, da das Blatt schon ausgelegt ist, erst in der nächsten Nummer bringen. Ubrigens verweisen wir auf den ersten Artikel im Hauptblatte.“ D. Reb.

Literaturgeschichte.

Grillparzer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Heinrich Laube und Josef Weilen. Stuttgart. Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1872. 10 Bände.

I.

Vor uns liegen nun Grillparzer's sämtliche Werke abgeschlossen und es ist uns möglich ein anschauliches Bild des Lebens und Wirkens dieses eigenartigen Dichters zu gewinnen. Wenn wir in dem Folgenden versuchen werden, so weit es uns der Raum gestattet, eine kurze Charakteristik seiner Werke und seiner Dichtungsweise zu geben, so glauben wir uns dadurch dazu berechtigt, weil doch Grillparzer ein österreichischer Dichter vom Wirbel bis zur Zehe allen Oesterreichern um so interessanter und lieber sein muß. Wir werden die Werke in der Reihenfolge der Gesamt Ausgabe durchgehen und uns dabei möglichst kurz fassen.

Der erste Band, „Gedichte“ enthaltend, ist von Josef Weilen herausgegeben. Diese Aufgabe mag nicht leicht gewesen sein, da sich die Gedichte, wie Weilen in dem Vorworte bemerkt, „auf Hunderten von Blättern, von des Dichters eigener Hand geschrieben, in seinem literarischen Nachlasse vorfanden“ und da die bereits gedruckten aus längst vergessenen Almanachen und Zeitschriften zusammengesucht werden mußten.

Wir haben es also wahrscheinlich auch nur dem zu Gute zu halten, wenn dem Hrn. Herausgeber mehre bereits gedruckte entgangen sind.

Ich mache ihn auf folgende aufmerksam, die zum Theil mein Freund stud. jur. Moriz Wasaf schon lange vor dem Ableben Grillparzer's, zum Theile ich selbst gesammelt habe. Es sind dies:

Vor allem ein längeres Gedicht „Weihgesang“ bei Eröffnung des neuerbauten Saales der Gesellschaft der Musikfreunde. In Wien abgedruckt in: „Penelope, Taschenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von Theodor Hell. 23. Jahrgang. Leipzig. F. C. Heinrich'sche Buchhandlung. Seite 370—374.“ (Der Herausgeber antwortete mir auf eine schriftliche Anfrage, daß dieses Gedicht ihm bekannt sei, aber „bei Seite gelegt wurde,“ ohne einen Grund anzugeben. Er hat ja doch die Absicht ausgesprochen, eine Gesamtausgabe zu veranstalten, wenn er nun Gedichte wegläßt, so sollte er sich doch im Vorworte rechtfertigen).

2. „Einem Soldaten“ (10 vierzeilige Strophen) erschienen im „öfterr. Frühlingalbum für 1854“ von Heliodor Truska. Wien, Braumüller.

3. „Willkomm“ bei der Ankunft der zweiten Gemahlin Franz I. (Maria Theresia). (23 vierzeilige Strophen) aus „Habsburgs Chronik“ von L. Bowitzsch.

4. „An Kaiser Ferdinand.“ Bei Überreichung eines gestickten Teppichs, auch aus Habsburgs Chronik von L. Bowitzsch, 1849. (3 vierzeilige Strophen).

5. Mehrere Epigramme, die jedoch mit Ausnahme von zwei oder dreien erst nach Grillparzer's Tode in Zeitschriften erschienen, daher vielleicht zum Theil nicht echt sind.

- a) Nationalökonomisch.
- b) „Das Wehrgesetz“ 1868.
- c) „Die Titel meiner Stücke.“

Alle drei bei Kuh („Zwei Dichter Oesterreichs.“)

- d) Der Deutsche allzuhöchst in Kunst und Wissen stellt,
Hier was er nicht versteht, dort was ihm nicht gefällt“

bei Her. Jos. Pandau: „Neuer deutscher Hauschat“ 2c Prag, 1869.

- e) Ungefähr 1851.
- f) Fragment (ein längeres Gedicht.)
- g) Warnung.
- h) Titel.
- i) Geisterstatistik.
- k) An Donizetti.
- l) An Fr. Palm.

- m) Über einen Finanzkünstler.
- n) Kunst-Urtheile.
- o) Fortschritt.
- p) Die Kunst der Zukunft.
- q) In's Stammbuch des Herrn Ge-
nast (Wien 26. Juli 1847).
- r) In ein Exemplar von „Traum ein
Leben,“ der nach Weimar gesendet wurde.
(Mai 1851).
- s) Aufschrift auf das Landhaus des Frei-
herrn von Zeher in Gmünden 1856/57.
- t) In's Album der Fr. Theresie Angerer.
(Wien 18. Mai 1858).
- u) In's Album des H. Ludwig Gramo-
lini. (29. Mai 1865).
- v) Für Fr. Julie von Asten in einem
Exemplar von „Ahnfrau“ und „Weh dem,
der lügt.“ (5. Jänner 1868).

Diesen 25 Gedichten hoffen wir, natürlich unter der Bedingung, daß alle echt sind, in einer zweiten Ausgabe zu begegnen, wenn sie wieder auf den Namen „Gesamtausgabe“ Anspruch erhebt.

Die Gedichte sind nicht chronologisch geordnet, da dies nicht möglich gewesen wäre, sondern nach vier Gesichtspunkten, so daß sich die Abtheilungen I. Leben und Lieben, II. Poesie und Musik, III. Heimat und Fremde, IV. Vermischte Gedichte ergaben. Wir wollen nun auf die Gedichte selbst übergehen.

Es ist charakteristisch für Grillparzers Lyrik, daß uns kein einziges Lied begegnet, und daß Gedichte, welche wie „Allgegenwart“ diesem Gebiete sich nähern, einen Anhauch vom Sinnenenden zeigen. Es machen auf uns die Gedichte immer den Eindruck des Angstlichen, Unfreien, Gehemmtten, welche Eigenschaften freilich in der Person des Dichters nach seinen eigenen Geständnissen in hohem Grade vorhanden waren. Und das ist's auch, was für die Gedichte bezeichnend ist, er tritt uns in denselben stets in seiner Persönlichkeit entgegen, aber seine Gefühle erscheinen nicht losgetrennt von ihm selbst, nicht wie objectiv hingestellt, nein, sie sind noch im engsten Zusammenhange mit ihm. „Meine Gedichte sind meine Biographie,“ bemerkte einst Grillparzer Emil Kuh gegenüber (siehe „Zwei Dichter Oesterreichs“ S. 186 ff.)“ und wenn ich sie herausgeben wollte, dann müßte ich sie wieder lesen. Nun könnte es mir aber schmerzliche Empfindungen erwecken, wenn ich an die alten Zustände wieder erinnert würde, und dem weiche ich halt aus — meine Natur ist schreck-

lich resceptibel.“ (Es ist nach diesem Geständnisse um so auffallender, das sich in G's. Nachlaß eine freilich nur bis zum Jahre 1836 reichende Selbstbiographie vorfand, das aber haben wir, wie Laube in seiner meisterhaften Einleitung zum I. Bande der vorstehenden Ausgabe bemerkt — wir kommen später noch auf sie zu sprechen — das aber haben wir seinem peinlichen Pflichtgefühl zu danken. Die „Akademie der Wissenschaften“ verlangt eine Selbstbiographie von jedem Mitgliede und Grillparzer konnte sich trotz seiner Abneigung doch nicht dieser seiner Pflicht entbinden.)

Es ist das „I trau' mi halt nit,“ das uns aus den meisten Gedichten entgegenklingt, das „I trau' mi halt nit,“ das Grillparzer nicht zum Besten seiner „ewigen Braut“ kommen ließ, das ihn aller Wegen hinderte.

Das Alles gilt natürlich nicht bei sämtlichen Gedichten, in einzelnen tritt er uns als Sänger in vollster Kraft, mit überwältigender Wirkung entgegen. Einzelne derselben, wie die „Klage über den Fall Warschans“ (S. 198), auf „Kaiser Josef's Denkmal“ (Seite 205), stempeln den Dichter zu einem gottbegnadeten Seher und in dem Gedicht „Der kranke Feldherr“ (Seite 208) erhebt sich die Sprache zum erhabensten zürnenden Schwung.“ Merkwürdig ist's aber doch, daß ein Dichter, der sich der Lyrik in seinen Dramen in so außerordentlichem Maße bedient, dessen Gestalten oft rein lyrischer Natur sind, wenn man so sagen kann, daß er den rechten lyrischen Ton nicht trifft, sondern betrachtend wird. Wir werden auf dieses lyrische Element in seinen Dramen im Laufe der Besprechung noch kommen.

Was nun die Sprache Grillparzers in seinen lyrischen Gedichten, zum Theil auch in seinen Dramen betrifft, so ist sie wohl dem Geiste nach aufrichtig, einfach und schmucklos, aber sie wird auch ärmlich, nachlässig, ja es kommen sogar hier und da dialektische Anklänge vor. So heißt es in dem Gedichte „Der Fischer“ (Seite 59):

„Versucht' ich's und trübte das Wasser,
Vielleicht gefäng' es e h'“ u. s. w.

„Da wird einem Substantivum ein Stück abgezwickelt, da ein Verbum um eine Sylbe betrogen.“ Das gilt namentlich von seinen Sinn-
gedichten und Epigrammen, die „im Schlafrock“ einherzugehen scheinen. Wir führen nur (Seite 273) an:

„Schüler und Schulmeister

Sind unsre großen Geister;
Schreien im Chorus sie
Gibt's eine Akademie.“ oder Seite 280:
„Was du billigst, ob nur fern,
Ist nach Tagen oder Wochen
Dein, als ob Du's selbst gesprochen.“

Gar nicht zu sprechen vom Hiatus, den unreinen Reimen u. s. w. In seine Sorglosigkeit ging so weit, daß er in dem Gedichte „Des Kindes Heimkehr“ einen zu kurzen Hexameter durchgehen ließ, sich aber auch nicht entschließen konnte, ihn zu ergänzen (Weilen hat es in der „Gesamtausgabe“ gethan. Seite 241. „Banges“ Mitleid, für „Mitleid,“ wie in „Aglaja“ 1819).

Aber gerade in den „Sinngedichten und Epigrammen“ zeigt sich Geistesstärke, Wit, Satyre und boshafte Schalkheit Grillparzer's im besten Lichte.

Gerne würden wir auf Einzelheiten eingehen, aber der Platz mangelt uns, wir können uns nicht so lange mit einem Bande beschäftigen.

Nur sei mir noch gestattet, Laube's liebevolle, warmgeschriebene Einleitung zu erwähnen, die auf etwa 40 Seiten ein recht übersichtliches Bild von Grillparzer's Thätigkeit gibt. Jedes einzelne noch ungedruckte Drama ist mit einigen Zügen charakterisirt; das Leben Grillparzer's ist kurz geschildert und das Alles in einer pietätvollen edlen Sprache, ganz angemessen dem Zwecke der Einleitung, den Leser vorzubereiten auf die Geistesperlen, auf die Schätze, die seiner warten.

Im zweiten Bande ist nun Grillparzer's vielverschriene „Ahnfrau“ enthalten; ihr hatte er es zu danken, in den meisten Literaturgeschichten, in allen Sammelwerken, wie Conservationslexicis und Encyklopädien, an die Namen „Müllner, Zacharias Werner, Houwald“ gefesselt, mit dem Schlagworte „Schicksalsdichter“ abgethan zu werden. Was nützte es ihm, daß er eine Sappho, einen Ottokar schrieb, er war und blieb ein Schicksalsdichter, die Literaturhistoriker schrieen „wehe“ und Grillparzer war abgethan!

Werner hatte zuerst in seinem „vierundzwanzigsten Februar“ vom Zufall als einer Macht, die außerhalb des Menschen stehe, auf den Menschen seinem Widerstande zum Troz feindlich wirke, den ganzen Aufbau abhängig gemacht; ob er, wie Kuhn meint, dazu eine gewisse Berechtigung hatte, ist nicht recht einzusehen,

aber so viel ist gewiß, daß er es mit viel größerem Talente als Müllner und Houwald that. Diese erst machten aus dem Schicksal den Popanz, der es zum Gottseibeins der Literatur stempelte.

Sehen wir dagegen, was Grillparzer mit dem Schicksal that, wie er sich zu dieser Frage stellte, so nehmen wir wahr, daß das Schicksal nicht eine außerhalb den Menschen stehende Macht, nein, eine in ihnen ruhende sei; es ist ja auch nicht die „Ahnfrau,“ die die Handlungen leitet, nein, sie tritt im Laufe der Action immer mehr zurück und erscheint nur als Personifikation der Stimmung. Erscheint doch die Ahnfrau nicht allen Personen. Jaromir sieht sie, während Berta, die nicht wie ihr Bräutigambruder aufgeregt, sondern vom Gebete beruhigt ist, nicht eine Spur von ihr wahrnimmt.

Freilich ist es nicht möglich, die ganze Schicksalsidee aus dem Drama zu entfernen; und wenn es möglich wäre, so ist jedenfalls der Weg, den Grillparzer in seiner „Vorrede“ zur ersten Auflage einschlug, keineswegs der richtige. Sie wird eher, wie auch Börne findet, zu einer Anklage seiner selbst.

Aber noch einen gewaltigen Vorzug hat die Ahnfrau vor den Werken eines Müllner. Seine Gestalten haben wahres Leben, sie handeln freithätig und erhalten nur durch die Ahnfrau, durch den Gedanken der Sühnung einer längst vergessenen Schuld eine gewisse Weihe, eine gewisse Idealität. „Ohne die „Ahnfrau“ wäre mein Jaromir ein bloßer Räuber,“ sagte Grillparzer einmal zu Kuhn.

Betrachten wir doch nur die Fabel des Dramas aus diesem Gesichtspunkte. Als kleines Kind wird Jaromir von einem Räuber, der vom Grafen Borotin Lösegeld erhofft, geraubt, doch behält ihn der Räuber; der aufwachsende Knabe wird, was sein vermeintlicher Vater ist: Räuber. Sein Muth, seine Kraft, der Zauber seiner Persönlichkeit, der angeborene Adel, Alles zusammengenommen wirkt auf seine Umgebung und er gewinnt bald einen großen Einfluß, er wird Hauptmann der Bande. Als solchem gelingt es ihm, seine Schwester Berta, die er und die ihn nicht kennt, aus den Händen zweier Leute seiner Kotte zu befreien. Berta, die allein mit dem Vater und einem alten Diener auf einem alten Schlosse wohnt, gewinnt den muthigen Jüngling, der sie den Händen der Räuber entrissen hat, lieb und der

Vater gibt die Einwilligung zur Heirat. Da wird eine große Streifung gegen die Räuber unternommen, Jaromir flüchtet sich in das Schloß, wo er als Angefallener erscheint. Der Commandant der Patrouille kommt auch zu Borotin, der sich als Vasall des Königs den Verfolgern anschließt, Jaromir stürmt gleichfalls mit hinaus, ersticht den Grafen, es wird offenbar, daß er Räuber und Sohn des Grafen ist. Berta trinkt Gift, und als sie ihr Bruder zur Flucht abholen will, die sie verabredet hatten, und sie todt findet, da stirbt auch er vor Verzweiflung.

Könnte man sich eine solche Handlung nicht als Fabel eines Dramas denken? Ist nicht die Ahnfrau nur hineingebracht als personifizierte Stimmung, als ideale Begründung!

Daß dieses Drama, es wurde zum erstenmale am 31. Januar 1817 im Theater an der Wien aufgeführt, einen ungeheuren Erfolg hatte, erklärt sich ganz leicht aus der Schönheit der Sprache, wenn man von der Empfänglichkeit des Publikums für das Romantische im vorliegenden Drama ganz absteht. Es ist ein Fluß, eine Glätte in den Versen und dann wieder eine so schauerliche Düstereit, daß die Wirkung nicht fehlen kann.

Heinrich Laube, der die Ausgabe besorgte, gibt in einem kurzen Nachwort zur „Ahnfrau“ die ursprüngliche Fassung der Schicksalsidee, ehe Grillparzer dieselbe den Wünschen Schreyvogels gemäß weiter ausführte. Im ersten Act dritter Austritt hatte Schreyvogel am Rande des Manuscriptes verlangt, daß die Ahnfrau zu einer wirklich tragischen Person gemacht werde und Grillparzer hatte ihm gefolgt und die Stelle von „Ab es wenden kann sie nicht“ (Seite 25 der neuen, Seite 31 der früheren Ausgabe) bis zur Pause darnach geändert. Auf den Rath also dieses berühmten Dramaturgen hatte Grillparzer die Schicksalsidee weiter ausgeführt und wurde darum mit Müllner festgeschmiedet, obwohl er schon in seinem „zweiten dramatischen Versuch,“ wie er sie nennt, in der „Sappho,“ ganz andere Wege einschlug.

War es in der „Ahnfrau“ der düstere Norden, den Grillparzer gewählt hatte, so wandelt er in der Sappho im schönen Süden. Zuerst durch einen Musikfreund, der einen Operntext haben wollte, auf den Stoff gebracht — Grillparzer erzählt dies in seiner Selbstbiographie — vollendete er das Drama binnen wenigen Wochen. Hier sehen wir, wie fast in allen Dra-

men Grillparzer's, das Hauptgewicht auf die Durchführung eines Charakters, des der Sappho, gelegt. Die schon in vorgerückterem Alter stehende Priesterin fühlt zum ersten Male zu einem Jünglinge, dem sie früher schon, ehe er sie kannte, das Ideal war, Liebe. Aber Phaon versteht die Hoheit der Dichterin nicht und fühlt sich zu einer ihm verwandteren, weil auch unbedeutenderen Natur, wie Melitta ist, hingezogen. Sappho kämpft lange, bis sie sich endlich selbst besiegt und in den Wellen den Tod sucht. Grillparzer stellt die Erhabenheit Sapphos und die Einfachheit und Naivetät Melittas einander gegenüber und läßt sie in den Kampf mit einander eintreten.

Phaon ist zerrissen, er fühlt wahre Liebe für Melitta, dabei aber die Liebe aus Dankbarkeit und Pflicht für Sappho, und würde wohl zu keiner Entscheidung kommen können, wenn nicht Sappho aus Eifersucht sich an Melitta vergreifen würde, aus Eifersucht, weil Phaon der neidischen Sklavin eine Rose geschenkt hatte.

Die Dichterin fühlt sich verletzt, verrathen. Sie, die Botin des Himmels, zu der Griechenland mit Anbetung ausblickte, sie, die den Jüngling aus seiner Niedrigkeit zu sich emporzog, die ihn ihrer Liebe würdigte, sieht sich verschmäht um ihrer — Sklavin willen. Da regt sich das Weib in ihr mit Macht und sie beschließt die Verbannung des Mädchens, in dem Glauben, daß sie dadurch Phaon erhalten könne, aber er flieht mit Melitten, und jetzt, da sie einsieht, daß sein Herz nicht mehr ihr gehöre, im Segentheile für sie unrettbar verloren sei, da beschließt sie lieber aus der Welt zu gehen, als entweder das Glück zweier ihr lieber Personen zu stören, oder immer ihr eigenes Unglück mit anzusehen. Sie entsagt. Bei Berta in der „Ahnfrau“ finden wir es auch; es ist überhaupt ein durchgehender Zug in den Werken Grillparzer's. Wir werden das noch weiter verfolgen können.

Phaon, dem unfertigen, mit sich selbst im Kampfe stehenden Jüngling gegenüber, erscheint Rhamnes, als der reife Mann, der seine Überzeugung selbst mit Gefahr seines Lebens durchführt; er ist seiner Herrin mit ganzer Seele untergeben und überwindet sich sogar dazu, Melitta wegzubringen, weil es seine Herrin befohlen hat.

Alles das zusammen mit dem Spiele der Schröder ließ den sechsundzwanzigjährigen Grillparzer am 21. April 1818 bei der ersten

Aufführung einen wahren Triumph feiern. Byron that von diesem Drama, das er doch nur aus einer schlechten Uebersetzung kannte, den Ausspruch, daß der Name des Grillparzer, obwohl er schwer zu sprechen sei, von den Völkern werde gelernt werden müssen.

Nicht den gleichen Erfolg errang sein folgendes Drama, das im dritten Bande enthalten ist, „Das goldene Vließ.“

Bei den ersten Aufführungen im Jahre 1821 gab Sophie Schröder die Medea in allen Theilen, da wurde denn Alles, was auf Schönheit, Jugend und Reiz der Medea Bezug hat, gestrichen „und eine der schönsten Szenen Grillparzers, diejenige, welche die Liebeswerbung und den Liebesieg Jasons schildert, wurde so verstümmelt, daß man sagen kann: sie ging dadurch verloren.“ Die beiden ersten Theile wurden fallen gelassen und auch nirgendwo anders als in Wien aufgeführt, der dritte Theil „Medea“ aber überall durch Gastspiele bekannt.

Grillparzer zeigt uns in dieser Trilogie vor Allem die Entwicklung einer Gestalt, der an ihrer Heimat mit einer außerordentlichen Liebe hängenden Medea, die aber doch diese Liebe aus Liebe zu Jason überwindet und ihm, den sie kaum verfehlt, der ihr als Grieche fast feindlich gegenüber steht, in seine Heimat folgt. Sie hat sich ganz hingeeben der Liebe zu Jason, er ist der Einzige, den sie in Griechenland hat, an den sie sich anlehnen kann. Als sie nun aber die Kreuz- Melitta Eingang finden sieht im Herzen des geliebten Mannes, da bricht die frühere Wildheit heraus, aber sie bezwingt sich noch — es ist die wundervolle Szene mit dem Liede. Doch es gelang ihr nicht, sie hat ihren Halt in Griechenland verloren mit Jason, da wird sie wieder ganz Barbarin. Wie von einer höheren Macht getrieben, tödtet sie ihre Kinder, damit sie nicht ansehen müssen, wie die Stiefgeschwister ihnen vorgezogen werden, dann aber tödtet sie auch ihre Feindin; sie aber entsagt, wie Sappho; denn nachdem sie ihre grauenvolle That vollbracht, da kehrt ein Theil ihres Bewußtseins zurück und sie beschließt zu büßen. Sie hat nun ihren Halt in sich selbst gefunden, während Jason der Verzweiflung anheimgegeben ist. „Trage, dulde, büße,“ ruft sie ihm zu „ich geh und niemals sieht Dein Aug' mich wieder.“

Also auch hier finden wir wieder Entsagung; aber auch hier finden wir wieder Jason, der mit Phaon eine große Ähnlichkeit hat,

gegenüber dem gewiegten, erfahrenen Kreon, der freilich einen Zug von Härte, von kühler Berechnung hat, der dem einfachen Rhames abgeht. Auch Phrynis und Metes im Vorspiele „Der Gastfreund“ stehen so zu einander. — Betrachten wir Jaromir, Phaon und Jason, vergleichen wir sie, so finden wir eine außerordentliche Familienähnlichkeit. Es ist in allen dreien etwas Krankhaftes, nicht frei zur Entfaltung Gekommenes, sie sind haltlose Gestalten, die mit sich selbst noch nicht im Reinen sind und es wohl auch nie werden könnten. Es mag vielleicht in allen dreien Niemand anderer als Grillparzer selbst erscheinen, der wie sie nach seiner Selbstbiographie eine problematische Natur war. Es würde interessant sein, das weiter zu verfolgen, jedoch reicht der Platz hier nicht dazu hin. — Gehen wir nun über zum vierten Bande.

Nachdem Grillparzer in seinen früheren Werken zweimal vom dunklen Norden nach dem hellen Griechenland gegangen, wandte er sich nun wieder ganz seiner Heimat zu und zwar in seinen beiden Dramen: „König Ottokar's Glück und Ende“ oder wie es früher hieß: „Eines Gewaltigen Glück und Ende“ und in „Der treue Diener seines Herrn.“ Jenes zum erstenmale aufgeführt am 19. Febr. 1825, dieses am 28. Februar 1828; beide hatten ganz eigenthümliche Schicksale und wurden obwohl fast das Kaiserhaus verherlichend, merkwürdig mißverstanden, ja in unerklärlicher Weise verfolgt. „König Ottokar“ wurde von der Censur verlegt und wurde dem Tode der Vergessenheit nur durch einen Zufall entrisen; als nämlich die Kaiserin während eines Unwohlseins sich ein neues Theaterstück vorlesen lassen wollte, erinnerte man sich des „Ottokar“ und fand ihn endlich nach langem Suchen; er wurde mit ungeheurer Spannung erwartet — 600 Exemplare wurden am Tage der Aufführung verkauft — aber die Wirkung war nicht nachhaltig. Dazu kam noch der unerklärliche Widerwille der höchsten Kreise dazu, die Constant von Wurzbach in seiner „Festschrift“ (auch von Laube citirt) durch das Liebeln mit den verschiedenen Nationalitäten von Seiten des Hofes zu erklären sucht; so wurden die Aufführungen immer seltener und von 1839—56 kam es zu gar keiner mehr. Ähnlich erging es dem „treuen Diener,“ der vom Kaiser, „weil er ihm zu lieb sei und er ihn nur allein haben wolle“ dem Dichter ab-

verlangt wurde, d. h. ganz unterdrückt werden sollte.

Diese beiden Dramen, so gleich in ihrem Schicksal, sind doch grundverschieden von einander. In „Ottokar“ zeigt uns Grillparzer einen Mann, der, ähnlich wie Napoleon I. — und diese Figur hat dem Dichter nach seinem eigenen Geständnisse vorgeschwebt — mit einer Kraft, mit einem Stolz auf sich selbst hant, einen Mann, dem die Welt zu klein scheint für seine Pläne. In Bancbanus dagegen eine Natur, die die Beherrschung selber ist, die mit sich selber im Reinen sein gegebenes Wort selbst gegen die persönlichsten Gefühle hält. Es erscheint uns in diesen zwei Dramen wieder in dem einen die wild dahinstürmende Jünglingsnatur, wenn auch Ottokar schon ein Mann ist, in dem andern der ruhige, zum Abschluß gekommene Greis. Ottokar, der über Allen stehen möchte, wird doch überwältigt, Bancbanus, der Allen nachgibt, siegt über Alle; Ottokar muß dem verschmitzten Zawisch nachsehen, der sein Mann gewesen, Bancbanus nöthigt Otto von Meran, der über ihm stand, sich vor ihm zu demüthigen; Ottokar wird durch sein Unglück gebrochen, Bancbanus erhoben. Es ist wirklich auffallend, wie ähnlich und doch wieder grundverschieden die beiden Charaktere sind.

Um Ottokar herum bewegen sich in sein Leben eingreifend Zawisch der Romane, Kunitz die Ungarin, Margaretha die edle deutsche Frau, die Merenberg, die Steirer und ihm gegenüber steht in majestätischer Klarheit Rudolf von Habsburg. Und solch ein Drama, das in den Ruf endigt: „Habsburgs Name glänze bei den Sternen,“ „Hoch Oesterreich! Habsburg für immer!“ konnte die Censur verbieten! Unbegreiflich!

Mit dem fünften Bande sehen wir Grillparzern wieder in Hellas. Aus dem lauten Schlachtengewühl der beiden letzten Dramen zog er sich in die Idylle einer Liebestragödie zurück und schuf uns in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ oder wie es früher hieß „Hero“ ein Werk, das sich in seiner poetischen Innigkeit, in dem ganzen Leben und Entfalten einer zarten Liebe mit „Romeo und Julie“ vergleichen läßt und auf das wir Oesterreicher stolz sein können. Wer nur die eine Szene im Thurmzimmer nimmt, mit dem spröden Sichzurückziehen und dann doch Freudignachgeben des Mädchens, der weiß, daß er es hier mit

einem wahren Dichter zu thun hat. Man weist freilich auf die bedrückende Stimmung des vierten Aufzugs hin, wo die Handlung plötzlich wie unterbrochen wird und wir mit Hero die ganze Skala der hangen Erwartung durchmachen müssen. Aber was schadet das der Wirkung im Ganzen und man sah's ja auch jetzt bei der neuen Aufführung, wie es selbst von der Bühne herab ungeheure Wirkung erzielte, was man bei der ersten Aufführung am 3. April 1831 nur von den ersten drei Akten sagen konnte.

Es ist ein Duft, ein Reiz über das ganze Stück gehaucht, der es immer zu einem Schätze der Literatur und für Jeden anziehend machen wird und muß. Ein ähnlicher Reiz liegt auch über das nächste Drama Grillparzers gebreitet, über „Der Traum ein Leben,“ das auf Voltaires „Le blanc et le noir“ zurückzuführen ist. Hier ist es das Phantastische, das verwendet wurde, und es ist jedenfalls ein kühner Gedanke, das Publikum durch das Erwachen zu überraschen. Wir halten uns bei diesem Drama, das zuerst am 4. Oktober 1834 aufgeführt wurde, ebensowenig auf, wie bei dem Opernbuche „Melusina,“ welches ursprünglich für Beethoven geschrieben später von Konradin Kreuzer in Musik gesetzt wurde, sondern gehen sogleich zu der „Szene aus einem unvollendeten Trauerspiele,“ „Scipio und Hannibal“ über. Hier ist es uns gestattet in einem kleinen Raume die ganze Kunst der charakteristischen Gegenüberstellung Grillparzers zu übersehen. Hier ist Hannibal, der Mann, der seine Vaterstadt zu ihrer Größe emporhob vor der Schlacht bei Zama dem auf dem alten Ruhme seiner Vaterstadt stehenden Scipio gegenüber. Hannibal bietet Frieden und gibt Italien und Sizilien hin, doch „Spanien bleibt unser.“ „Spricht so Karthago?“ fragt Scipio und Hannibal ruft: „So spricht Hannibal“ und nun schildert er, was er seinem Lande ist; weil aber in Spanien die Wiege seines Geistes stand, so muß es Karthagos bleiben! und auf Scipios Frage: „ob auch Karthago so denke,“ ruft er auf seine Brust schlagend: „Hier ist Karthago!“ Scipio aber weist nun nach, wie es das Verderben des Staates wäre, wenn ein Römer das von sich sagen könnte, und wie Hannibal nicht Rom, sondern einzelne Römer besiegt habe, und so würde es auch morgen sein, wenn Hannibal falle, so falle Karthago, wenn aber Scipio falle, dann werde ein ande-

rer kommen und das Werk vollenden. Wieder sehen wir Hannibal, den auf seine Kraft Pochenden, von seiner Stärke Ueberzeugten, und Scipio, den auf festem Grunde Ruhenden, von einer festen Macht Gehaltene, einander gegenüber und sie gehen zur Entscheidung: „wie viel ein Mann kann, und wie viel ein Staat!“ Es ist diese eine Szene, die wohl nie als Theil eines Dramas angesehen wurde, ein Werk, das gewiß immer als ein glänzendes Zeichen für Grillparzer's Genie gelten kann. Es ist eine Kraft, eine Schönheit in der Sprache, Alles ist knapp und passend gewählt, daß es Jeden entzücken muß.

Hiermit schließen wir unsere heutige Uebersicht, in der nächsten wollen wir die noch ungedruckten Dramen, die Komödie Grillparzer's und Escher, von den schon gedruckten und die Prosawerke betrachten, von denen wir wohl auch den gleichen Genuß haben wie von den poetischen.

Geographie.

Die zweite deutsche Nordpolfahrt in den J. 1869/70. Unter Führung des Kapitäns Kolbwey. Herausgegeben von dem Verein für deutsche Nordpolfahrt in Bremen. In 2. Bänden. I. Bd. I. Abtheilung. (S. LXIV—288). Leipzig. F. A. Brochhaus. 1873.

War es auch keine weltgeschichtliche That, eine Ruhmesthat sowohl für die zunächst Beteiligte als für das ganze deutsche Volk, durch dessen Unterstützung sie zu Stande kam, bleibt sie doch — die im J. 1869 in's Werk gesetzte Expedition, um das in's ewige Eis gegrabene Räthsel des Nordpols zu lösen. Im J. 1868 am 24. Oct. waren die Männer der I. deutschen Nordpolfahrt mit Kapitan Kolbwey zu Dr. Petermann, ihrem geistiger Urheber, zurückgekehrt und wurden jubelnd begrüßt und beglückwünscht im Hause Seefahrt zu Bremen. Unter den besten Auspicien tauchten am 15. Juni 1869 Nachmittag 3 Uhr in Gegenwart Sr. Maj. des Königs von Preußen und des Grafen Bismarck unter tausendstimmigem Zuruf der Menge, begleitet von den Segenswünschen Alldeutschlands, die Schiffe der II. Nordpolfahrt, die stolze Germania mit ihrem Begleitschiffe Hansa über die Fluthen hinaus zum oft gesuchten und noch nicht erreichten Endziele. Es muß uns Deutsche in Österreich mit besonderem Stolze erfüllen, unter diesen wackeren Kämpfern für Wissenschaft, deutschen Ruhm und deut-

sche Ehre zwei unserer Landsleute zu finden: Dr. G. C. Lanke d. j., Professor am deutschen Polytechnikum in Prag, und den k. k. Oberleutnant J. Payer — beide geborene Teplitzer, Söhne unseres engeren Heimatlandes. Der erstere war Geologe der von Kap. Hegemann geführten Hansa, eines starken festen Schiffes, welches 1864 als preussischer Schoner Fulton mit 67 $\frac{1}{4}$ Commerzlast Tragfähigkeit erbaut und um einen billigen Preis für die Nordpolarpedition erworben wurde. Letzterer bekannt als Kartograph und Alpen-Besteiger besand sich auf dem glücklichen Dampfer Germania. „Die Hansamänner in Noth“ könnte eigentlich die vorliegende Abtheilung des Reiserwerkes überschrieben werden, denn fast $\frac{3}{4}$ des Buches füllt lebendig die Schilderung der Leiden und Entbehrungen, der Kämpfe und Sorgen des unglücklichen Schiffes, das um so glücklicher die pflichttreueste Besatzung, die besten Männer voll Energie und deutscher Zähigkeit trug. Bis zum 20. Juli fuhren beide Schiffe nebeneinander; an diesem Tage trennt sie ein verhängnißvolles Mißverständnis. Kapitän Kolbwey von der „Germania,“ deren Erlebnisse die II. Abtheilung bringen wird, gab, um sich mit seinen Collegen zu berathen, das Signal „auf Rufweite heranzukommen,“ „come within hail,“ die Hansa verstand „long stay a peak.“ Kapitän Hegemann segelte um das offene eisfreie Meer zu gewinnen, weiter westwärts gegen Grönlands Küste und verließ unter dem 74° 4' nördl. Breite und dem 12° 52', w. L. die Germania auf Nimmerwiedersehen. Schon am 7. Sept. war die Hansa vom ostgrönländischen Eise besetzt, das am 22. Octob. dem festen Schiffe ein Ende machte und seine Besatzung zwang, auf einer großen Eisscholle eine unsichere Heimstätte zu suchen und in einem selbstgemauerten und aus den geretteten Trümmern des Schiffes verfertigten und eingerichteten Blochhause sich einzuwintern. Sonst besaßen die Handvoll deutscher Seefahrer, vierzehn Gelehrte und Seemänner von der Hansa nichts mehr als eine im letzten Momente von Hildebrandt aufgenommene Photographie des Schiffes im Eise (Siehe Holzsch. 18. 19.) und ihren unbeugsamen Muth für den beständigen Kampf mit Eis und Hunger und Fährnissen der schrecklichsten Art. Einsam in der Grabesstille des hohen Nordens, wohin kein menschlicher Laut mehr dringt, einer gebrechlichen unsicheren Scholle anheimgegeben, jeder Tag eine Kürzung der Lebenszeit und um

sie nur Tod, Schrecken und Schreckniß, — wahrlich es darf uns nicht wundern, wenn hierüber einer der Hansamänner, der Gelehrte Buchholz, in die Nacht des Wahnsinns verfiel!

Eine neue, aber viel fürchtbarere Odyssee wie die der Griechen hat sich hier abgespielt! „Unsere Herrgotts-Passagiere“ — so nennt die wackeren Hansamänner Laube trefflich — „trieben nun südwärts — hangend zwischen Leben und Tod, den ihnen ein zerschmetternder Eisberg bereiten konnte, zitternd zwischen Zweifel und Hoffnung, welche die mächtig zerbröckelnde Scholle mehr und mehr schwinden zu lassen schien. Gerade 200 Tage blieben sie auf ihr und hielten darauf wohl die trübsten und einsamsten Weihnachten, die je ein Deutscher gefeiert haben mag. Endlich im Mai gewannen sie sicheres Wasser, setzten die Boote aus, landeten aber erst am 4. Juni auf der Insel Muidel. Schon waren Proviant und Schießbedarf auf ein Minimum herabgesunken, als die Wackeren endlich Mitte Juni in schöner Pfingstzeit die Herrnhutische Mission Friedrichsthal, die erste menschenbewohnte Stätte an der Südspitze Grönlands erreichten und nach monatelangem Zweifel des Lebens vollste Hoffnung in frohen Zügen schlüpfen konnten. Ueber Igitait und Neimortalik kamen sie nach Lichtenan, gleichfalls deutsche Missionsstation und Jubel im Zauberklange der heimatlichen Sprache begrüßte die Todtgeglaubten und so glücklich Wiedererstandenen. Am 3. September — als die enthusiastische Freude ob des Heldentages bei Sedan in allen Gauen deutschen Landes wiederhallte — da traten auch die Helden deutscher Wissenschaft heim auf den Mutterboden, der gleich stolz auf jene, die auf den Schlachtfeldern um die blutige Siegespalme gerungen als auf sie, die in Mühsal, Beschwerde und Gefahr im Dienst der deutschen Forschung mit den fürchtbarsten Mächten der Elemente ebenso treu kämpften — beide für des Vaterlandes Ruhm und Größe. Glücklicher war die „Germania“, welche nach manchen Entdeckungen und zahlreichen wissenschaftlichen Leistungen wohlbehalten in den Bremerhaven zurückkehren konnte, nachdem sie eine Breite von 75° 29' erreicht und vom 22—30. Juli vergebliche Versuche zum weiteren Vordringen gegen Norden gemacht hatte.

Das Endziel — den Nordpol — haben die kühnen deutschen Seefahrer freilich nicht erreicht. Allein die Ergebnisse ihrer thätigen Arbeit ha-

ben selbst die hochgespanntesten Erwartungen übertroffen und reichliche Ausbeute für Geographie und Naturwissenschaft geliefert. Diese Arbeiten nun zur Kenntniß der gewiß mit gerechter Spannung darauf wartenden Lesewelt zu bringen, gleichzeitig dem Todesmuth und der Aufopferung der deutschen Nordpolfahrer ein Denkmal sowie der Wissenschaft eine Übersicht der Ergebnisse ihrer Fahrt zu geben — das ist Plan und Bestimmung des vorliegenden Werkes. Dasselbe erscheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in 2 Bänden von je zwei Abtheilungen, von denen die I. des I. Bandes in geschmackvollster Ausstattung bereits erschienen ist, die andern binnen Jahresfrist vollendet werden dürften. Der Subscriptionspreis für das ganze Werk beträgt 10—12 Thaler. Wir beschränken uns für heute auf die Angabe des bereits skizzirten Inhaltes der vorliegenden I. Abtheilung. Sie enthält die Erzählung der gemeinschaftlichen Fahrt der Germania und Hansa, dann die Fahrt der Hansa allein und die weiteren Schicksale ihrer Besatzung bis zur glücklichen Landung in Friedrichsthal. Das 8—12. Kapitel — „die Fahrt an der Küste Grönlands von Muidel bis zur glücklichen Rückkehr nach Europa“ — entstammen der gewandten Feder unseres Landsmannes Prof. G. E. Laube. In lebendiger Schilderung „verlebt der Leser jeden Tag mit den Reisenden, begleitet sie auf ihren Schlittenfahrten, treibt mit ihnen auf der zerbröckelnden Scholle nach Süden, verläßt diese mit den muthherzigen Leuten, theilt mit ihnen alle Gefahren und Entbehrungen, alle Sorgen und Hoffnungen und steigt endlich froh mit ihnen an das rettende Land, in den heimischen Hafen.“ — Hieran schließt Prof. Dr. K. Maurer die „Geschichte der Entdeckung Ostgrönlands.“ Der I. Theil „Grönland im Mittelalter“ ist mit vorzüglicher Benützung der unter dem Titel: Grönlands historische Mindesmarker von der engl. Nordeske Oldskrift — Felskab (838—45, herausgegebenen Schriften, sowie aller hier eben erschienenen Schriften abgefaßt; der II. „Grönlands Wiedererweckung“ stützt sich im wesentlichen auf die vortreffliche Untersuchung des deutschen Naturforschers Christian Pingel. Die illustrative und kartographische Ausstattung des Werkes haben tüchtige Künstler übernommen. Dem vorliegenden Bande sind beigegeben: 1) Die Übersichtskarte von Ostgrönland, gezeichnet von den Führern der Expedition Karl Kolbwey und Paul Fr. Aug. Hegemann,

sowie der Mitgl. R. Copeland, J. Paher und C. Börger. 2). Cartone über einen Theil der Ostküste, sowie der Südspitze Muidlet bis Friedrichsthal. An die Spitze des Werkes ist ein Farbendruckbild darstellend die Ankunft der Hansaböte in der Missionsstation Friedrichsthal gestellt, hieran reihen sich zwei feine Stahlstiche, Porträte der Kapitäne Kolbwey und Hegemann und noch 39 vortreffliche Holzschnitte, zumeist Darstellungen des Naturlebens und der Erscheinungen der Polarwelt. — Die Redaction der I. Abth. führen Dr. G. Hartlaub und Dr. M. Lindemann, die der II., wissenschaftlichen, Dr. O. Finsch. — Es ist ein wahres patriotisches Werk, womit dieser deutschnationalen That ein dauerndes Denkmal gesetzt wird. Wir halten es darob für unsere Pflicht, soweit dies noch nöthig, die allgemeinste Theilnahme zu erwecken. Es wird ganz insbesondere Sache der Lese- und Fortbildungsvereine sein, diese monumentale Geschichte deutscher Thatkraft, deren Ausführung ihres Vorwurfs würdig ist, zu recht weiten Kenntniß und in die weitesten Kreise unsres Volkes zu bringen und sicherlich werden auch die zahlreich ersiehenden Bibliotheken einen Platz für dieselben finden! R. R.

Der Golf von Buccari-Porto-Ré. Bilder und Skizzen. Prag. Druck und Verlag von Heinrich Merck. 1871. *)

So betitelt sich ein Reisewerk aus der Feder eines Prinzen des österreichischen Kaiserhauses, welches nicht bloß nach Inhalt und Form ein Pracht-, sondern auch ein Meisterwerk genannt werden darf. Diese gründliche Arbeit steht weit ab von den gewöhnlichen Leistungen der Feuilletontouristen, wie wir solche zu Duzenden haben. Es ist kein von der Schiene weg, aus der Barke oder von der Postkaise flüchtig geschriebener Reisebericht, sondern eine erschöpfende Monographie, welche die landschaftlichen, die ethnographischen und anderweitigen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten dieses reizenden Stückes Erde und See ebenso anmuthig als gründlich behandelt. Die Beschreibung dieses an Farben-, Licht- und Formenkontrasten überreichen Theiles des kroatischen Küstenlandes wirkt um so fesselnder, als eben dieser verborgene geheimnißvolle Erdtheil von den Fußritten einander verfolgender Tou-

ristenschwärme gewissermaßen unentweicht da liegt und dem Leser diese wie ein vergrabener Saphir leuchtende Bucht mit ihren reichen Umfassungen wie eine kostbare Entdeckung, wie ein neuer Fund erscheint.

Treffend sagt der Verfasser, dessen romantischer Zug des Herzens, dessen poetische Auffassung und dessen Liebe zum ewigen Meere etwas mit der Individualität Kaiser Maximilians Verwandtes an sich hat:

„Es gibt gewisse Punkte in der Welt welche durch ein unbegreifliches Mißgeschick dem Gedächtniß der Menschen entschwanden und auf Jahrhunderte fast ganz in Vergessenheit geriethen. Ihre Schönheit blieb unbeachtet, ihre Vorzüge wurden unterschätzt. So verhielt es sich bis in die neueste Zeit mit dem Golfe von Fiume!“ — „Unter allen Puncten des Fiumaner Busens gibt es aber keinen wichtigeren wie die tiefe, von Bergen eingefasste Bucht von Buccari-Porto-Ré.“ —

Terrainkunde und Nautik, Geognosie und Botanik, Völkerkunde und Architektur sind der Kreis der Wissenschaften, mit welchem der Verfasser die Eigenart dieses interessanten Fleckes Erde und See umschreibt.

Zu dem knappen und lebendigen Style des Monographisten gesellt sich ergänzend eine reiche Anzahl von nach den Originalskizzen des Verfassers auf Holz photographirten und in den ersten xylographischen Anstalten geschnittenen Bildern. Diese Skizzen geben nicht bloß in detaillirter Weise Übersichten der Bucht von den verschiedensten Standpunkten, sondern auch in den Text eingedruckt, da eine merkwürdige Architektur, dort — ich möchte sagen — ein Genrebild, das Haus eines Fischers, das Haus eines Malers, die Ruine eines Bauernhauses, ein Schloß, eine Fischerhütte, einen Stadttheil, eine Gruppe Bäume, eine Kapelle — wahre Typen, die uns in die Mitte der Anschauungen zu versetzen geeignet sind, wie sie autopsisch gewonnen wurden. Der eingedruckten Holzschnitte in diesem Prachtwerk gibt es 22, der selbstständigen Tafeln 30, der Pläne und Grundrisse von Bauwerken 14, und dem 125 Seiten umfassenden Prochdruck des Buches in Großquart sind noch 2 unvergleichlich schöne Kartenwerke des Golfes und der Stadt beigegeben, sowie vor dem Titelblatt ein Farbendruckbild, welches die Einfahrt in den Golf darstellt.

Das schöne Buch ist der Kaiserin Elisabeth gewidmet.

*) Durch Zufall verspätet.

Der erste Abschnitt des Buches befaßt sich im Allgemeinen mit der Beschreibung der abgeschlossenen Lage des Golfes, der festungsgürtet von koulissenartigen Bergen in windstillen Tagen den Eindruck eines Alpensees macht; dann wird sein meteorologischer und nautischer Charakter, insbesondere seine Fahrbarkeit eingehend besprochen.

Der zweite Abschnitt beschreibt die Konfiguration der Gebirge im Westen, die Bekleidung der schroffen Felshänge, und leitet so die Rundschau eines Dioramas ein, indem stetig von Kuppe zu Kuppe, von Felsrand zu Felsrand längs der die Bucht bildenden Höhenketten in der Darstellung fortgeschritten wird. Ab und zu ruht der Blick auf einer bezaubernden Fernsicht. Bald sind es die ferneren blauen Gebirge, welche bei Abendbeleuchtung in das Stahlfarbige spielen, bald die näher gelegenen Felsen aus Kalkstein, die in rosenrother, bei sinkender Sonne gesteigerter Farbe erglänzen, und bei Tage in bald grauen, bald gelblichen, bald rosen- und fleischfarbenen Tinten spielen. Rostfarbige Hänge kontrastiren mit dem Schmuck lachender Kräuter, lustige Blumen schweben über dem dunklen Abgrund und hie und da rankt sich dichter Ephen über dem dürren Gestein. Eichen, Zerebinthen, Ulmen, dann wilde Rosen und Geißblatt unterbrechen die starren Konturen der Felsenzacken und die steilen Wände derselben. Dann senkt sich wieder der Blick hinab nach dem tieferen Ufer und verweilt auf einer einsamen Fischerhütte, oder er streift seitwärts und er schaut von der Vora gebeugte Bergahorne. Hier in der Nähe werden wir der Ruine eines von Feigen- und Maulbeerbäumen umkränzten Bauernhauses gewahr und dort schweift der Blick nach den fernen Inseln Veglia und Cherso. Immer aber lehrt er wieder nach dem erhabenen Mittelpunkt der Landschaft, nach dem Buchtspiegel und seinen mannigfaltigen Ufern zurück, wo das sätige Grün des Vordergrundes durch das Saphirblau der stillen Gewässer wunderbar gehoben erscheint.

Der dritte Abschnitt geht von einem Landweg aus, auf welchem sich dem Wanderer zum ersten Male diese magische Welt von Stein und Meer, von Grün und Frische wie durch einen Zauberschlag plötzlich entrollt. Zwischen Ebereschen und Kastanien, oder von Weingeländen umrahmt, erblicken wir das schöne Bild einer in edler Haltung Lasten tragenden Frau. Das

braune südlische Kind im dunklen Anzuge, die loderne Glut der Augen unter langen Wimpern verborgen, ruft uns den landesüblichen Gruß, ein schüchternes: „Bog!“ zu. Bald erblicken wir an einem Felsvorsprunge oben kahler, unten seine Hänge vollauf mit Weinbergterrassen bedeckt — das an den Golf so malerisch hingeschmiegte merkwürdige Städtchen Buccari amphitheatralisch gelagert. Die Höhe krönt — das Häuserconvolut überragend — ein Schloß der Frangipani, an dieses schließt sich das einzige Thor der Stadt, die *Vela vrata* im einfachen Rundbogenstyl. Kunterbunt erhebt sich ein Haus über dem andern in primitiver aber origineller Architektur. Dazwischen windet sich labyrinthisch ein Winkelwerk von Treppen und Felsblöcken und sich kreuzenden engen Gäßchen. Vordächer, nach Außen gelegene Treppen, mit Schlinggewächsen verziert, ephenumrankte, gleich Schwalbennestern hohen Felsblöcken angeschmiegte Häuser geben ein buntes romantisches Bild. Der Typus der Architektur erinnert merklich an den tieferen Süden, und trägt auch wieder etwas von dem Charakter byzantinischer Bauwerke an sich. Wir werfen Sonntags auch einen Blick um die Kirche, in deren Innern der Seemann seinem Patron Motivbilder von kleinen Schiffen errichtet. Da tummelt sich Alles lebensvoll umher, zwischen sonnerbrannten Schiffern mit faltiger Stirne zarte Dämchen, die in ihrer Sonntagstoilette den Corso machen, daneben die frohe junge Welt der Hasenburschen mit den großen weitoffenen schwärmerischen Augen. Aber auch Nachmittags an einem Werktag nähern wir uns einmal zufällig der Kirche und hören zu dieser Stunde die Klänge der Orgel. Dieselbe erbraust wie von diabolischen Händen bewegt in wilden taktlosen Tönen und doch sind die Hallen leer und nur ein einsam betender Greis macht den Cicerone für diese frappante akustische Wirkung: „Der Küster arbeitet seinen Klausch auf der Orgel aus.“

Auch in dem Städtchen selbst, das gewiß einmal bessere Tage gesehen, findet der Wanderer Spuren idyllischen Lebens. Aus den kleinen Fensterchen lachen uns anmuthige Frauen gesichter entgegen oder es ertönen aus einsamer Klause der Stickerin italiensische und slavische Melodien, die in den umliegenden Höhen wiederhallen und weithin in der Ferne verklingen. — Dort wieder sitzen alte Weiber mit braunen Tüchern über dem Kopfe vor der

Haus Thür, emsig mit dem Spinnrocken beschäftigt, und junge Mädchen, deren Haare von dem schmutzen geknoteten Tuch zusammengehalten werden, blicken mit dem blaffen venetianischen Antlitz schwermüthig von dem Geländer ihrer Pergola herab.

Hier wandeln wir an dem unbewohnten „Haus der Schwester“ an einem früheren Kloster vorüber, die Eibechsen strecken durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden neugierig ihre Köpfe empor. Dort ziehen uns die bemalten Arkaden eines alten Hauses an, Proben eines Malers aus dem Volke und für das Volk, der Photograph, Erzeuger von Hauschildern und Kaffeesteder in einer Person ist, und da wieder das ansehnliche Haus eines alten Schiffers, beide verwittert und antiquirt. Nach einem vielbewegten Leben auf dem stürmischen Elemente kehrte der alte Seemann nach seiner Vaterstadt zurück, um hier seine Tage der wohlverdienten Ruhe zu beschließen. Man sieht ihn nun an die Pfosten seiner Thüre gelehnt und die weiche Matrosenmütze tief über den Kopf gezogen lange Züge aus seiner Thonpfeife in die Luft blasen. Setzt man sich zu ihm auf die Stufen des Hauses nieder, so weiß er gar manche interessante Erlebnisse und Abenteuer aus dem fernen Amerika oder aus der asiatischen Tropfenwelt zu erzählen.

Hie und da tauchen uns auch alte historische Erinnerungen auf, wie bei dem malerischen Hause der Akacié, einem altvenetianischen Geschlecht, dessen Erlebnisse einen genügenden Stoff für einen ganzen Roman abgeben würden, der auch in einzelnen Linien von dem Verfasser skizziert wird.

Der vierte Abschnitt des Buches nimmt nun nach diesem kulturhistorischen Stadtbilde, durch welches die Naturbeschreibungen einen natürlichen Ruhepunkt fanden, das landschaftliche Element wieder auf, um in anziehender Weise die südlichen Ufer der Bucht zu beschreiben.

Auch hier wechseln sterilere Partien mit vegetationsfrischeren ab, dieser Gegensatz begleitet uns allenthalben und trägt dazu bei, die kahlen Felsen erhabener, würdevoller, die bebauten Stellen üppiger und lachender erscheinen zu machen. Als bald sind es buschartige Baumgruppen, welche riesige abgerundete, von Ephen umrannte Felsblöcke krönen, welche Bäume phantastische Schatten auf die unterhalb gelegenen Weinberge werfen.

Einen wahren Silberblick unter den Fern-

sichten gewährt der ansehnliche monte Kriz sowohl nach der Bucht hin als nach den ferneren Environs.

Den fünften Abschnitt des Buches leitet die Schloßruine von Gradina ein, die majestätisch ein Felsenchaos krönt. In den offenen Fenstern wuchert Kraut und Gras, hier ein verfallener Thurm, dort eine der Mutter Gottes geweihte Kapelle. Als bald gelangen wir in die Nähe von Buccarizza, dem Ausgange des zweiten Schenkels des Golfes — dem Gegenstücke von Buccari, ein Ort der zur Belebung des friedlichen Seebildes beiträgt. Weiter hinaus bei Verfolgung des Potos und seiner vielfachen Windungen werden wir in ein Thal veretzt, das einsam und ebenso großartig und wild als vegetationsreich erscheint.

Der sechste Abschnitt des Buches führt uns mehr nach den Senkungen abwärts bis Porto-Ré. Da übersehen wir smaragdene Wiesenteppiche in den Thälereinschnitten, da werden wir sämtliche Hänge des Golfs, koulissenartig einfallend, das ganze Thal von Buccarizza, den stillen Busen von Fiume und die in denselben starr hineinragenden Inseln Cherso und Veglia gewahrt. Seitab werden wir zu dem Eingang der Lokvicahöhle geführt. Dann ziehen uns die Ruinen von Gradac an und tiefer unten die Lonnaren mit ihrem Thunfischfang. Nicht ohne Erregung schauen wir die blutgetränkten Felsen, Spuren, die von zerschellten Thunfischen herrühren, nachdem sie vergebliche Rettungsversuche gemacht.

Welch' ein ausgesprochenes Seebild bei diesen Lonnaren, darüber hin flatternde krächzende Raben, auf den Bogen tanzende Seemöven, die harfenähnliche Laute ausstoßen. Hoch in den Lüften verfolgen sie den gefräßigen Puffinus, der ihnen die Beute abjagt, mit menschenähnlichem Gelächter.

Gegen den Golf hinaus sendet das alte Schloß der Frangipani seine imposante aber gedrückte und schwerfällige Façade, an jeder Ecke von einem Rundthurm flankirt. Wir stehen da auf historischem Boden. Auch das innere Hallengebäude ist einfache aber von günstiger Wirkung begleitete Architektur, eine Renaissancehalle mit romanischen Motiven im Säulenbau und mit angedeuteten gothischen Gewölben. Hier kreuzen sich die Wappenschilde der Frangipani und Zrini. Aber auch das Schloß der Zrini ragt unweit dieser Stelle in Porto-Ré. Es heißt Castello Vecchio und ha-

am Schwung der Zeiten auch schon wechselvolle Geschichte erfahren. Es ward zum Paulaner-Kloster, zum Hospital, zur Kaserne. Der erste Hof des Schlosses gibt uns trotz seiner Zopfarchitektur ein gar malerisches und trauliches Bild. — — —

Das ist die Folgenreihe dieser vorzüglichen Darstellungen in Bild und Wort.

Die Zeichnungen sind eine Fundgrube für Genremaler und Landschaftler, jedenfalls aber würden sie — in den Buchhandel gelangt — dazu beitragen, eine Karavane von Malern nach dem dankbaren Golde in Bewegung zu setzen.

R. B. S.

H e r a l d i k.

Querfurth Curt. D. v. Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. Nordlingen. Beck. 1872. (IV, S. 190).

Die Heraldik war bis jetzt keineswegs das Schooßkind der zünftigen Geschichtsforscher, obwohl sie mit Fug und Recht den vorzüglichen Hilfswissenschaften der Geschichte beigezählt wird. Freilich mußte vor Allem auf dem Felde der wissenschaftlichen Diplomatik, der Urkundenkritik viel Unkraut weggejätet und ein ganz neuer Same ausgestreut werden, aus denen der Stamm gesunder Wissenschaftlichkeit hervorgehen konnte. Was hierin durch Waitz, den älteren Perz, unsern Sidel, Wattenbach u. v. A. geleistet wurde, steht auf der mustergiltigsten Höhe und hat jene neue Schule mitbegründen helfen, der wir die riesigen Quellenwerke, beispielsweise die Monumenta Germaniae, die Zaffel'schen Monumenta u. s. f., die Quellenpublikationen der bair. Akademie u. s. f. verdanken. Welches Selbstbewußtsein diese Schule durchweht, welche hohe und gerechte Forderungen sie nach dem Standpunkte der Wissenschaft heute an jede Leistung stellt, das ermesse man in der gerade jetzt geschenehen schneidigen Verurtheilung des von R. Perz jun. herausgegebenen Tomus I. Diplomatum imperii durch Th. Sidel in Wien. Es war die durch die Oberflächlichkeit und Unvermögenheit des Einzelnen nothwendig gewordene Rechtfertigung deutscher Wissenschaftlichkeit gegenüber dem Auslande besonders den Franzosen, deren Pardeffus, Bordier u. s. f. gerade in der Edition

der Urkunden ihrer Könige den Deutschen weit aus überragende Exempel geliefert haben. Die Heraldik aber blieb bis in die neueste Zeit in dem verwahrlosten Zustand, in den sie die Zopf männer des XVII. und XVIII. Jahrhunderts gebracht hatten; sie schien sich in eine vollständige Verwirrung der Begriffe, in ein heillofes Durcheinander von Nomenklaturen verlieren zu wollen. Erst in neuester Zeit hat sich die kritische Forschung auch in die dunkle Kumpelkammer des heraldischen Mittelalters gewagt und Männer wie Fürst Hohenlohe-Waldburg, Graf Netterrodt, v. Ledebur-Neitzenstein, dann die verschiedenen Vereine wie z. B. „der Herold“ in Berlin haben manches goldige Korn von der Schläcke gereinigt und in ihren Leistungen die Bausteine für eine gesunde Heraldik zusammengetragen. Aber gerade diese Arbeiten ließen den Wunsch nach einer Fixirung und endlichen Feststellung der bunt durcheinander gewirselten termini technici umso lebhafter hervortreten, um durch diese und vereint mit den Ergebnissen jener, endlich ein heraldisches systematisches Lehrbuch zu schaffen, das trotz Gatterer und Consorten bis jetzt in einem brauchbaren Maße noch nicht existirt. Dr. Querfurth hat mit seinem uns vorliegenden Werke diesen Wunsch nach allen Seiten hin erfüllt und ein Wörterbuch der heraldischen Terminologie geliefert, das nicht allein dem heraldischen Fachmanne und Dilettanten, sondern jedem Historiker ein willkommenes Nachschlagebuch sein wird. In alphabetischer Reihe gibt er eine Zusammenstellung und Erläuterung der heraldischen Kunstausdrücke, soweit sie sich nicht aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauche von selbst erklären und erläutert dieselben an vollständigen Schilden, nicht — wie es früher geschah — an einzelnen herausgerissenen Feldern. Daß der Verfasser dabei oft auf die Wiedergabe der unheimlichen Ausgebirten der heraldischen Skribenten die in Erfindung komischer und ja recht absonderlicher Nomenklaturen das Ergößlichste leisteten, auf die *άπαξ λεγομένα* gänzlich verzichtete und überhaupt ein in dem Wüste ganz angezeigtes effektives Vorgehen beobachtete, hat die praktische Verwendbarkeit und die mustergiltige Concisität des Buches in hohem Maße erhöht. Druck und Ausstattung entsprechen allen Anforderungen. Ir.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landeschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.